

Prof. Dr. Karl Hilgenreiner,
Rektor 1935/36.

BERICHT

UBER DAS STUDIENJAHR 1934/35 DER DEUTSCHEN
UNIVERSITÄT IN PRAG ERSTATTET VON PROREKTOR
PROF. DR. OTTO GROSSER

NACHRUFE

UNIVERSITÄT
UND WELTANSCHAUUNG
VON PROF. DR. KARL HILGENREINER REKTOR 1935/36

PRAG 1936
SELBSTVERLAG DER DEUTSCHEN UNIVERSITÄT

BERICHT
ÜBER DAS STUDIENJAHR

1934/35

ERSTATTET VON PROREKTOR
DR. OTTO GROSSER

Das Studienjahr 1934/1935 stellt die Deutsche Universität in Prag unerwarteter und unerwünschter Weise eine Zeit lang in den Mittelpunkt des öffentlichen, ja des europäischen Interesses. Es mag heute nicht angezeigt sein, die Geschichte der Novembertage 1934 hier ausführlich darzulegen. Ganz kurz seien die Tatsachen dahin zusammengefaßt, daß die nach dem geltenden Universitätsgesetz vom Jahre 1920, also kurz nach dem Umsturz, der Deutschen Universität abgesprochenen alten Insignien (Szepter und Ketten des Rektors und der Dekane) schließlich in würdiger Form einer Kommission des Schulministeriums übergeben wurden. Über die Durchführung der übrigen Bestimmungen des Gesetzes schweben noch Verhandlungen, die eine für alle Beteiligten tragbare Lösung erhoffen lassen.

Die Universität hat sich nicht leicht von ihren alten Wahrzeichen getrennt, trotzdem dieselben nicht den historischen Wert haben, der ihnen in der Öffentlichkeit zugeschrieben wurde. Stammt doch kein Teil davon aus der Gründungszeit der Universität; nur Teilstücke der Stäbe gehören überhaupt dem Mittelalter an, das meiste dagegen entstammt einer späteren Zeit, und die Dekansketten tragen Kaiserbilder aus dem 18. und 19. Jahrhundert, während die Rektorskette gar erst der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zugehört. Aber der historische Zusammenhang beider Prager Universitäten mit der alten Karls-Universität ist eine Tatsache der Vergangenheit, die durch Gesetze ebensowenig aufgehoben oder abgeändert werden kann wie etwa durch einen freiwilligen Verzicht eines

der Teile. — Neue Insignien aus edlem Metall sind von der Regierung in Auftrag gegeben worden; die Entwürfe werden von deutschen Schülern der staatlichen Kunstschulen unter Leitung ihrer Professoren angefertigt, die Ausführung ist deutschen Künstlern und Gewerbetreibenden vorbehalten worden. Die an den Insignien anzubringenden Wahrzeichen und Symbole werden der historischen Tradition der Universität gerecht werden.

Das vielberufene Universitätsgesetz hat aber auch für die Deutsche Universität einen bestimmten Anspruch festgelegt, dessen Erfüllung bisher unterblieben ist; es ist der Anspruch auf den **N e u b a u e i n e s K o l l e g i e n h a u s e s**. Nach vielfältigen Bemühungen ist es im Berichtsjahr gelungen, den letzten in privaten Händen befindlichen Teil des in Aussicht genommenen Bauplatzes an der Hlavka-Brücke käuflich zu erwerben. Auch die von Herrn Baurat Zasche angefertigten Planskizzen wurden einer endgültigen und alle Teile befriedigenden Lösung zugeführt. Hoffentlich werden die weiteren Verhandlungen mit dem Finanzministerium, der Stadt und den Baubehörden in absehbarer Zeit zu einem greifbaren Ergebnis führen. Die Baufrage der Universität ist eine der ermüdendsten und entmutigendsten Sorgen der Rektoren seit bald dreißig Jahren — immer wieder stand das Phantom des Neubaus vor dem geistigen Auge, um dann in Nichts zu zerfließen. Aber wir wollen hoffen, daß diesmal unser auch von politischen Gegnern anerkannter, von den maßgebendsten Stellen geförderter Anspruch, der gerade durch die letzten Ereignisse in volles Licht gestellt wurde, sich durchsetzen wird. Die heute benützten Räume sind nicht nur völlig unzureichend und in einer für den Unterricht höchst schädlichen Weise zersplittert, sondern vielfach auch in baufälligen uralten Häusern untergebracht, so daß manchenorts die Gefahr plötzlich notwendig werdender Sperrungen

droht. Zumal das Karolinum, das Museumszwecken zugeführt werden soll, ist von Baufälligkeit bedroht und gewährt in seinem westlichen Flügel der Juristischen Fakultät nur eine höchst unzureichende Unterkunft.

Die ernsten krisenhaften Zeiten und die schweren Sorgen, welche die Einschaltung der heranwachsenden Jugend ins tätige Leben begleiten, sind im Betriebe der Universität nicht minder zu spüren als anderwärts. Staatliche Sparmaßnahmen, wie der 10prozentige Beamtenabbau, lasten schwer auf dem Lehrbetrieb, ganz besonders durch Ausdehnung dieses Abbaues auf die Assistentenstellen, deren außerordentliche Differenzierung nach Fachausbildung und dienstlicher Beanspruchung die teilweise Uebernahme der Pflichten eines Nachbarfaches ganz unmöglich macht, ganz abgesehen davon, daß namentlich an den Kliniken die Assistenten durch die stes steigenden Anforderungen des sich weiter entwickelnden ärztlichen Dienstes und Unterrichtsbetriebes bereits bis an die äußersten Grenzen der Leistungsfähigkeit beansprucht sind. Immer wieder wurde seitens der Universität geltend gemacht, daß der Beamtenabbau auf die Assistenten, die ja gar nicht vollberechtigte Staatsbeamte sind, nicht angewendet werden könne. Das Schulministerium hat dieser Frage volles Verständnis entgegengebracht, ohne bisher eine Abhilfe erreichen zu können, so daß es Institute ohne Assistenten und solche mit einer ganz unzureichenden Zahl gibt, was sich besonders an den Kliniken mit Permanenz- und Nachtdienst höchst ungünstig auswirkt.

Eine zweite Maßregel, als sozial gedacht, nämlich die Anstellung von Beamtenanwärtern (Aspiranten) auf freiwertenden Posten, wirkt sich gleichfalls an der Universität sehr zum Schaden der Hochschule aus. Der Sinn der Maßregel soll sein, eine größere Zahl von jungen Absolventen, wenn auch mit nur halbem oder noch geringerem Einkom-

men, zu versorgen. Nun bringt es die für den Assistentendienst notwendige Vorbildung mit sich, daß die Anwärter ohnehin längere Zeit, oft mehrere Jahre lang ohne jedes Einkommen einen aufreibenden Dienst, der der Allgemeinheit zugute kommt, leisten müssen, um dann als reife Männer mit einer Entlohnung anzufangen, die zu ihrer Studien- und Ausbildungszeit in gar keinem Verhältnis steht, ja dem ungelerten Arbeiter nicht zugemutet würde. Es handelt sich hier nicht bloß um ein soziales Problem. Die Hochschule braucht fortwährend einen Nachwuchs, der nur unter den Begabtesten ausgelesen werden kann. Nun sind schon die Lehrstellen selbst so karg dotiert, daß viel Idealismus zur Wahl der akademischen Laufbahn nötig ist; woher soll aber der junge Mensch außer dem Idealismus auch den freieren Blick, die höhere Bildung gewinnen, die von einem akademischen Lehrer verlangt werden muß, wenn ihn drückende Enge von Anfang an auf seinem Wege begleiten? Die heutige Zeit stemmt sich mit aller Kraft gegen die Meinung, daß die akademische Laufbahn ein Vorrecht der begüterten Klassen sei; dann muß sie aber auch dem unbemittelten Nachwuchs eine Bahn schaffen.

Dieses Problem hat den akademischen Senat im Berichtsjahre wiederholt beschäftigt. Es ist in erster Linie ein Problem der materiellen Möglichkeiten. Der Senat hat eine Kommission beauftragt, die vorhandenen Stipendien und anderweitigen Möglichkeiten evident zu führen, die in Aussicht stehenden Quellen, wie z. B. die Forschungsstipendien des nationalen Forschungsrates, heranzuziehen und unter den Anwärtern eine Auswahl zu treffen. Außer den Beziehungen zu reichsdeutschen Universitäten wären solche zu Wien und zu englischen und französischen Universitäten von größter Bedeutung.

Das wissenschaftliche Leben einer Hochschule wird weiters sehr gefördert durch den Austausch von Lehr-

kräften und die Abhaltung von Gastvorlesungen. Leider kamen solche zeitweilige Berufungen und Vorlesungen nach verheißungsvollen Anfängen früherer Jahre diesmal nicht zustande. Es wäre aber von völkerverbindendem Wert, wenn es gelänge, an solchen Vorlesungen beide Prager Universitäten zu beteiligen.

Über besondere einmalige Ereignisse und allgemeine Schwierigkeiten hinweg geht das Leben einer Körperschaft seinen Weg, Verlust und Gewinn, Trauer und Lichtblicke bringend.

Drei ehrwürdige Gestalten hat der Tod im Berichtsjahre gefällt, Männer, die das Rektorat in schon lange vergangener Zeit bekleidet hatten: den Theologen Josef R i e b e r, und die beiden Altphilologen Alois R z a c h und Karl H o l z i n g e r. In tiefer Trauer gedenkt die Universität der Wirksamkeit der Dahingegangenen, die den Ruhm und das Ansehen der Hochschule im In- und Auslande als Gelehrte gemehrt und im Rahmen der Selbstverwaltung der Universität als Rektoren, Dekane und Senatoren ihre Arbeitskraft uneigennützig eingesetzt haben. Die Universität hat das Andenken von Rzach und Holzinger in einer eindrucksvollen Trauerfeier, die in das laufende Studienjahr fiel, geehrt; sie war beim Begräbnis Riebers in Petschau, bei der Beisetzung Rzachs und der Einäscherung Holzingers in feierlicher Form vertreten. Den Lebenslauf der Abgeschiedenen schildern die dem Berichte beigefügten Nachrufe.

Das Gesetz der Altersgrenze zwang den Zoologen Carl C o r i zum Rücktritt vom Lehramte. Ihm hat das Schicksal für besonders lange Zeit die Leitung der Universität anvertraut, da er, zweimal zum Rektor gewählt, auch noch fast ein ganzes Jahr als Prorektor die Amtsgeschäfte geführt hat. Hiefür und für seine unermüdliche, aufopfer-

rungsvolle wissenschaftliche und Lehrtätigkeit in Prag und früher als Leiter der zoologischen Station in Triest ist ihm nicht nur die Prager Deutsche Universität, sondern die gesamte biologische Wissenschaft des alten Oesterreich und des neuen Staates zu größtem Danke verpflichtet, zu einem Dank, den auch das Schulministerium zu offiziellem Ausdruck gebracht hat.

Ein schwerer Verlust für die Universität war auch die ehrenvolle Berufung des Professors Dr. M. S a n N i c o l ò nach München. Die Universität verliert mit ihm nicht nur einen Gelehrten von Weltruf, sondern einen Mann, der, zweimal nacheinander durch das Vertrauen seiner Kollegen mit der Führung des Rektorates betraut, sich für die Rechte und Bedürfnisse der Hochschule immer selbstlos und unerschrocken eingesetzt hat.

Von den zahlreichen vakanten Lehrstühlen wurde wenigstens ein größerer Teil durch Ernennungen besetzt und damit wieder in den regelmäßigen Unterrichtsbetrieb eingeschaltet. So wurden zu ordentlichen Professoren ernannt:

der ao. Professor der Universität Wien Dr. Karl Maria S w o b o d a für Kunstgeschichte,
der ao. Professor der Universität Oslo Dr. Karl H ä u p l für Zahnheilkunde,
der ao. Professor der Universität Halle Dr. Emil U t i t z für Philosophie,
der ao. Professor Dr. Josef P f i t z n e r für osteuropäische Geschichte und für Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit.

Zu außerordentlichen Professoren wurden ernannt:
die Privatdozentin Dr. Hedwig L a n g e c k e r für Pharmakologie und Pharmakognosie,

der unbesoldete ao. Professor Dr. Ludwig F r e u n d für Zoologie,

der unbesoldete ao. Professor Dr. Berthold E p s t e i n für Kinderheilkunde,

der Privatdozent Dr. Wilhelm D i e ß l für Pastoraltheologie,

der Professor der Diözesanfakultät in Leitmeritz Dr. Theodor Č e r m a k für Fundamentaltheologie und christliche Philosophie,

der Privatdozent Dr. Franz L a u f k e für Handels- und Wechselrecht,

der Professor des Deutschen Staatsrealgymnasiums in Aussig Dr. theol. und phil. Johann L a c h m a n n für alttestamentliche Exegese und die semitischen Sprachen,

der ao. Professor der Universität Graz Dr. Hermann K n a u s für Geburtshilfe und Gynäkologie, der aber noch mit Rechtswirksamkeit vom 1. Juli 1935 zum ordentlichen Professor ernannt wurde,

der Privatdozent Dr. Anton E r n s t b e r g e r für neuere Geschichte,

der Privatdozent Dr. phil. et jur. Adolf R o t t e r für englische Sprache und Literatur.

Zu unbesoldeten ao. Professoren wurden ernannt:

der Privatdozent Dr. Konrad B e r n h a u e r für Biochemie und

der tit. ao. Professor Dr. Felix S c h l e i ß n e r für Kinderheilkunde.

Im Berichtsjahre habilitierten sich:

an der Medizinischen Fakultät Dr. Adalbert K r a l für Psychiatrie und Neurologie,

an der Philosophischen Fakultät der ordentliche Professor der Theologischen Fakultät Dr. Eduard Winter für christliche Philosophie und ihre Geschichte,

an der Naturwissenschaftlichen Fakultät Dr. Heinrich Löwig für Mathematik,

Dr. Kurt Sitt e für Physik und

Dr. Roderich Graf für Chemie.

Der Privatdozent für Erziehungswissenschaft Dr. Rudolf Lochner legte wegen Berufung nach Deutschland seine Dozentur nieder.

Als Vertragslektoren wurden vom Ministerium für Schulwesen und Volkskultur angestellt:

Phil. Dr. Sergius H e s s e n für die russische Sprache und Phil. Dr. Peter S a v i c k i j für die ukrainische Sprache.

Die Lektorin für Sprech- und Redekunst, Frau Auguste Veidl, legte das Lektorat nieder.

Zum Universitätsprediger wurde an Stelle von Prof. Dr. Lachmann Prof. Dr. Paul Sladek ernannt.

Der Aktuar-Sekretär der Medizinischen Fakultät Wenzel Neumann wurde wegen Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand versetzt.

Die Frequenz der Universität hielt sich auf der bisherigen Höhe. Eingeschrieben waren im Wintersemester 5005 Hörer, davon 854 weibliche, im Sommersemester 4714, davon 787 weibliche. Stärker zurückgegangen ist die (in obigen Zahlen inbegriffene) Zahl der Ausländer; sie betrug im Winter 380, im Sommer 331. Der Grund der Verminderung liegt hauptsächlich in den Valutaschwierigkeiten, zum Teil auch in den Erschwerungen der Nostrifikation der

Diplome, die in verschiedenen Auslandsstaaten eingeführt worden sind. Promotionen fanden 630 statt, und zwar 3 theologische, 266 juristische, 268 medizinische, 48 philosophische, 45 naturwissenschaftliche. Unter den Promovierten waren 61 Frauen und im ganzen 94 Ausländer. 74 Magisterdiplome der Pharmazie wurden ausgefertigt. Die Universität ist nach wie vor eine der größten deutschen Universitäten. Um so mehr ist es notwendig, ihr die Räumlichkeiten zu schaffen, in denen die Hörer vollwertig unterrichtet und ausgebildet werden können.

Unter den Gedenktagen des Jahres ist an erster Stelle das 85. Geburtsfest des Herrn Präsidenten der Republik Dr. Th. G. Masaryk anzuführen. Eine gemeinsame feierliche Sitzung der drei deutschen Hochschulen des Staates, bei der die Universität durch den Senat, die technischen Hochschulen Prag und Brünn durch ihre akademischen Funktionäre vertreten waren, brachte die Segenswünsche dieser höchsten deutschen Kultureinrichtungen des Staates zum Ausdruck. Leider hat die Erkrankung des Herrn Präsidenten die persönliche Überbringung der Glückwünsche der Hochschulen durch ihre Rektoren unmöglich gemacht.

An der von der jugoslawischen Gesandtschaft veranstalteten Trauerfeier für den ermordeten König hat der Rektor teilgenommen; er hat auch der Gesandtschaft den Ausdruck der tiefsten Anteilnahme der Universität überbracht.

Aus Anlaß des Ablebens des polnischen Staatspräsidenten Marschall Pilsudski hat der Prorektor dem polnischen Gesandten in Prag persönlich das Beileid der Universität zum Ausdruck gebracht.

Eine würdige Gedenkfeier im engen Rahmen wurde gemeinsam mit studentischen Vertretern am Todestage Prof. Nägles, des Mannes, der die Rechte der Universität als Rektor der Umsturztag so mannhaft und mit Erfolg

verteidigt hat, veranstaltet. Eine Sammlung der Studenten im eigenen Kreise hat die Mittel für ein erzernes Denkmal, das im Senatssitzungssaal aufgestellt werden soll, geliefert.

Im Februar 1935 fand mit dem üblichen Gepränge die feierliche Doktorspromotion des cand. rer. nat. Ernst L a m m e l im Beisein des Vertreters des Herrn Präsidenten der Republik, des Herrn Ministerialrates Dr. R z i h a, statt. Anlässlich ihres 50jährigen Doktorjubiläums wurden die Diplome des Professors der Medizinischen Fakultät im Ruhestande Dr. Rudolf F i s c h e l und des praktischen Arztes Dr. Julius P o h l feierlich erneuert.

Im Berichtsjahr ist der Universität eine Reihe hochherziger S p e n d e n zugekommen. Hier ist in erster Reihe die Weihnachtsspende von 5000 Kč des Herrn P r ä s i d e n t e n d e r R e p u b l i k zu nennen, die teils für eine Weihnachtsfeier in den Studentenheimen, zum größten Teil aber für Freitische verwendet wurde. Frau Martha P e t s c h e k überwies dem Verein für medizinische Forschung an der Medizinischen Fakultät, im Gedenken an ihren dahingegangenen Gemahl Dr. Otto P e t s c h e k, dem der Verein bereits einen sehr bedeutenden Betrag verdankt, einen Gründerbeitrag von 25.000 Kč zur weiteren Förderung medizinischer Forschung. Eine Spende der Stadt S t u t t g a r t an die Universität im Betrage von 9600 Kč wurde der Ausgestaltung des Sportplatzes gewidmet. Eine Spende der Versicherungsgesellschaft S e k u r i t a s von 4000 Kč wurde ebenso wie einige kleinere Spenden für Freitische verwendet. Auch lief eine Reihe von Bücherspenden von Privaten ein, die den Bibliotheken der Studentenheime zugewiesen wurden, darunter zahlreiche von reichsdeutschen Verlegern gespendete Lehrbücher. An Subventionen langten seitens des S c h u l m i n i s t e r i u m s ein der Betrag von 5000 Kč für die Krombholz-Stiftung und von 6000 Kč für volkstümliche Hochschulkurse. Allen Spen-

den sei auch an dieser Stelle der aufrichtigste Dank zum Ausdruck gebracht.

Die schwierigen Wohnungsverhältnisse der Großstadt stellen unsere Studierenden oft vor Probleme, die angesichts des schmalen Monatswechsels der meisten unlösbar zu werden drohen. Hier sind die 3 Heime der „G e s e l l s c h a f t z u r E r r i c h t u n g u n d E r h a l t u n g d e u t s c h e r S t u d e n t e n h e i m e“, die heute nach dem Ableben des hochverdienten Hofrates Prof. Dr. Alois R z a c h unter der Leitung des treuen Eckarts der Heime, des Professors der Deutschen technischen Hochschule in Prag Hofrat Dr. Rudolf D o e r f e l, steht, für viele die materielle Grundlage ihres Hochschulstudiums. Nahezu 900 Studierende, darunter 56 weibliche, fanden im Studienjahr 1934/35 hier eine behagliche Heimstätte.

Großen Dank schuldet die Universität dem unter Leitung von Professor T s c h e r m a k - S e y s e n e g g stehenden Vereine „D e u t s c h e S t u d e n t e n f ü r s o r g e“ und dem von Professor G h o n neugegründeten „S t u d e n t i s c h e n G e s u n d h e i t s d i e n s t“, für welche hier einem Selbstbericht Raum gegeben sei.

Der Verein hat die Inneneinrichtung der Studentenküche wesentlich vervollständigt, u. a. einen Bufferraum für kalte Küche eingerichtet und einen Erholungs- und Erfrischungsraum an der Deutschen Technischen Hochschule geschaffen. Er hat zwei Freitischaktionen mit einem Aufwand von 96.095 Kč durchgeführt, wozu noch 17.000 Kč für die studentischen Mitarbeiter der Küche, 1700 Kč für die Stipendiaten der Tschermak-Seysenegg-Stiftung und 15.256 Kč für akute Notfälle und Absolventenfürsorge kommen. Der Wohnungsnachweis und die Interventions-, Vervielfältigungs- und Buchverlagsstelle, die Studienauskunftei und Nebenerwerbsvermittlung des Vereines standen in

reger Beanspruchung. Der Verein fungiert nunmehr als Sammel-, Bearbeitungs- und Auszahlungsstelle für staatliche Studienunterstützungen und hat an der 1934 ins Leben gerufenen staatlichen Absolventenfürsorge wesentlich mitgearbeitet. Die Sammelstelle des Vereines, das Deutsche Studentennotopfer, hat 1934 an Einnahmen von privater Seite (Kalenderausgabe, Spenden) 236.613 Kč aufgebracht; der Gesamtumsatz des Vereines mit allen seinen Abteilungen hat seit seiner Gründung im Jahre 1934 die Summe von 3.621.436 Kč erreicht. Unter Zusammenwirken der Studentenfürsorge, der Krombholz-Stiftung, der deutschen Kliniken und des Deutschen Landeshilfvereines für Lungenkranke wurde der Zweckverband des studentischen Gesundheitsdienstes (Leitung Prof. G h o n und Prof. L u c k s c h) im März 1935 ins Leben gerufen. Er hat eine ärztliche Beratungsstelle eingerichtet und die Hauskrankenfürsorge sowie die Spitalsabgabe erkrankter Hochschüler vermittelt und darüber ein Merkblatt für die Studierenden herausgegeben.

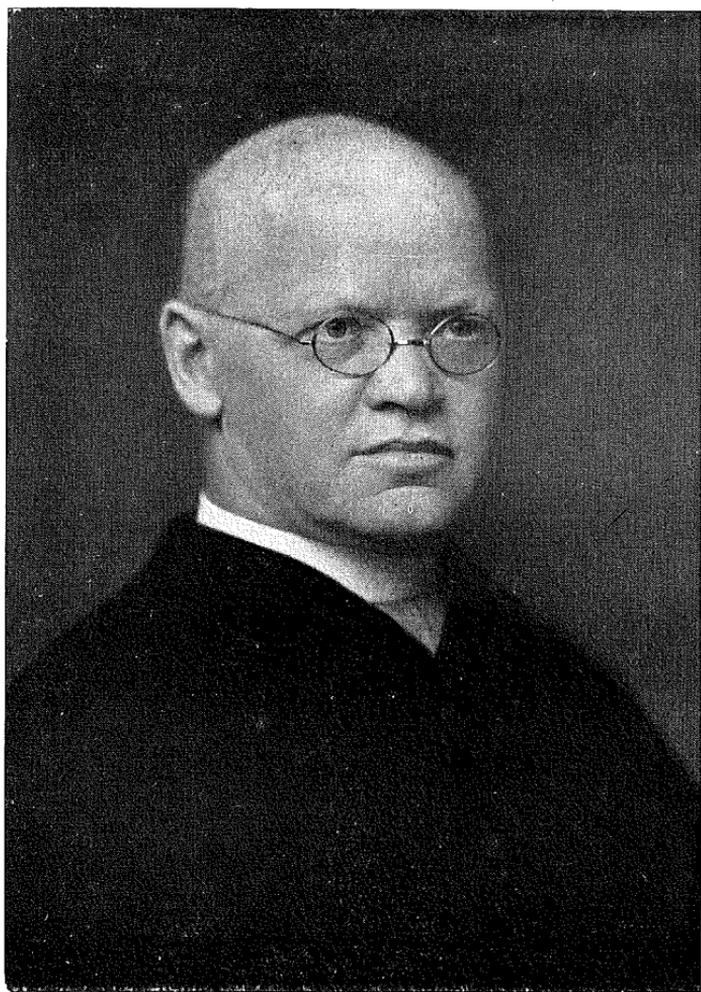
Sehr segensreich wirkt sich auch die unter Leitung des Privatdozenten Dr. Richard W a g n e r stehende Studentennambulanz an der Hautabteilung der Deutschen Poliklinik aus, in der 359 Studenten unentgeltlich behandelt und beraten und vielfach auch mit Medikamenten beteiligt wurden.

Für die Ertüchtigung der Hochschuljugend sorgte unter Leitung von Professor Dr. Franz L u c k s c h die Hochschulzentrale für Leibesübungen, die das Turnen, Schwimmen, Fechten und Reiten und auch Kampfübungen betrieb und auch den Studentinnen unter Leitung der Turnlehrerin Frl. G o l d m a n n und der Lektorin Frl. C o r i reichlich Gelegenheit zur Ausbildung gab. Eine Vorturnerschule wurde im Wintersemester durchgeführt; turnerische einwöchentliche Schulungswochen wurden in

Graslitz, Schlaggenwald und Johannesberg abgehalten. Ein glänzend besuchtes Saalschauturnen gab im März des Berichtsjahres einen umfassenden Überblick über den gesamten Hallenbetrieb der Hochschulzentrale; im Sommer wurden eine ganze Woche lang die Hochschulmeisterschaften durchgeführt und mit einem sonntägigen Schauturnen abgeschlossen. In Anerkennung der Leistungen der Hochschulzentrale haben deutsche Hochschulkreise in Czernowitz die Hilfe der Zentrale zur Schaffung einer ähnlichen Einrichtung in Anspruch genommen.

Ein bewegtes Jahr ist im Fluge dahingegangen. Die Deutsche Universität hatte dem Berichtstatter die Ehre angetan, ihn bei der Wiederkehr des Fakultätenturnus ein zweitesmal mit der Führung des Rektorates zu betrauen. Daß es nicht in jeder Hinsicht erfolgreich war, bittet der abtretende Rektor den Zeitverhältnissen zuzuschreiben. Ihm bleibt heute nur die Pflicht, Dank zu sagen all den Behörden, Kollegen und Gönnern der Universität, die ihn bei der Führung dieses Rektorates so oft in selbstloser Weise unterstützt haben.

NACHRUFE



Prof. Josef Rieber.

Josef Rieber.

22. I. 1862 — 5. XII. 1934.

Mit Hofrat Josef Rieber ist ein großer Gelehrter, ein lauterer Charakter, ein edler Priester und aufrechter deutscher Mann dahingegangen.

Nichts kennzeichnet die persönliche Eigenart des Verstorbenen treffender als das Wort, mit dem er Abschied nahm vom akademischen Lehramte, als er, der Ewigjunge, nach Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze in den dauernden Ruhestand versetzt wurde. „Mir ist, als ob ich heute hinter meinem eigenen Sarge einherschritte.“

Ja, das war Hofrat Rieber: ein Mann der Arbeit, voll unbegrenzter Lebenskraft, die selbst in seinem Körperlichen zu Zeiten sichtbar wurde. Ihm bedeutete das Leben Tätigsein, Untätigkeit den Tod. Selbst noch im hohen Greisenalter. Mit ungeheurer Zähigkeit hat er jede Aufgabe gemeistert, vor die ihn der Ruf der Vorsehung stellte. Ob in der Seelsorge, ob in der Heranbildung junger Lehrer, ob im theologischen Lehramte, ob in der kurialen Verwaltung, immer hat der peinlich gewissenhafte, arbeitsfrohe Mann seine Aufgaben bis zur Erschöpfung erfüllt. In dem Maße, in dem der Strom des Lebens sich vorwärts schob, gewann seine Schaffungskraft an Tiefe und Breite. Fast schien es, als ob der Rhythmus der enteilenden Zeit nicht Schritt zu halten vermöchte mit dem hastenden Rhythmus seines Wirkens. Bis eine heimtückische Krank-

heit, zu der vieljährige Überarbeitung den Grund gelegt, ihn jäh zerbrach.

Josef Rieber wurde zu Petschau in Böhmen geboren. Die grünen Ufer der Tepl, überragt von dem althehrwürdigen Schloß der Herren Beaufort-Spontin, haben es ihm für immer angetan. Fast Jahr für Jahr brachte er ein Gutteil der Ferienzeit in seiner idyllisch gelegenen Vaterstadt zu, an deren Gedeihen er stets innigsten und werktätigen Anteil nahm, und wo ihm bis in die letzten Lebensjahre hinein ein treues Mutterherz schlug. Nach erfolgreicher Beendigung der Gymnasialstudien in Eger (1875—77) und Prag (1877—83) machte er seine theologischen Studien an der Deutschen Universität in Prag (1883—87) und wurde am 25. Juli 1887 zum Priester geweiht. Die seelsorglichen Wanderjahre führten ihn u. a. nach Seifen bei St. Joachimsal, wo er eine Zeitlang als Pfarradministrator tätig war. 1888 wurde er zum Adjunkten an der theologischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag ernannt, 1892 zum Doktor der Theologie promoviert. Im weiteren Verlauf wirkte er als Religionsprofessor an der Deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag (1892—1897), gleichzeitig mit dem Abhalten von Vorlesungen über Katechetik und Schulpädagogik an der theologischen Fakultät betraut. Vorübergehende Supplierungen aus Kirchenrecht (1891—92) und semitischen Sprachen (1896—87) bereiteten seine Ernennung zum außerordentlichen Professor für die genannten Fachgebiete (1897, nach dem Tode des Professors Gerber) vor. Das Streben nach tieferer wissenschaftlicher Ausbildung auf biblistischem und semitistischem Gebiet veranlaßte ihn 1898 zu einem längeren Besuch der theologischen und philosophischen Fakultäten der Universitäten Leipzig, Halle und Berlin, welcher auch wertvolle persönliche Beziehungen zeitigte. Zurückgekehrt, erhielt er die vereinigte Lehrkanzel für das gesamte alttestamentarische

Bibelstudium und die semitischen Sprachen übertragen (1899). Zwei Jahre später erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor dieser Fächer.

Rieber hat die großen Traditionen, die an die Namen Gerber, Peter und Rohling anknüpfen, in würdiger Weise fortgeführt. Seit er verhältnismäßig spät die Hände für sein Spezialgebiet, das alttestamentliche Studium und dessen ausgedehnte Nebenfächer, freibekam, verzehrte ihn ein unstillbarer Eifer für die Bibelwissenschaft. Der Ertrag dieser, nicht selten auch die einsamen Nachtstunden ausfüllenden Studien kam in erster Linie dem mündlichen Unterricht zugute. Welcher seiner zahlreichen Hörer gedenkt nicht mit stiller Wehmut der hingebungsvollen Art, in der Rieber des Lehramtes waltete! Kaum vermochte die flinke Zunge, die nimmermüde schreibende Hand dem stürmischen Fluge der Gedanken zu folgen. Die Begeisterung, welche aus jedem seiner Worte und Blicke sprach, erzwang restloses Mitgehen selbst in der sprödesten Materie. So konnte dem eifervollen Lehrer der Erfolg auf die Dauer nicht versagt bleiben. Er erlebte die Freude, daß seine Schüler im wissenschaftlichen Wettbewerb mit Ehren bestanden, und daß drei aus ihnen an seiner Hand zur Würde des akademischen Lehramtes emporstiegen.

Trotz des unverhältnismäßig hohen Stundenausmaßes, das Rieber belastete und das durch viele Jahre das Doppelte anderer akademischer Lehrer erreichte, war er als Wissenschaftler und Forscher auch von überraschender Fruchtbarkeit. Die wichtigsten der hier einschlägigen Arbeiten betreffen das Gebiet der semitischen Philologie. Es sind dies die von ihm verfaßten Leitfäden der altsyrischen, altarabischen, targum- und bibelaramäischen sowie äthiopischen Sprache. Gewisse Umstände, vor allem der Mangel an Zeit für die endgültige Ausfeilung des von ihm gesammelten Materials sowie übergroße Bescheidenheit, haben

es bedauerlicherweise nicht zur Veröffentlichung dieser in sich höchst wertvollen und von den Hörern sehr geschätzten Kompendien kommen lassen. Ein Gleiches gilt von seiner *Archaeologia biblica*, dem *Epitome Juris ecclesiastici*, dem *Jus matrimoniale* und dem Abriss einer Katechetik.

Von seinen sonstigen Publikationen, die durchaus hohes wissenschaftliches Niveau besitzen, seien genannt: Über Flutsagen und deren Beziehung zu den semitischen Flutberichten 1897; Die Blutrache und das *Jus talionis* im mosaischen Gesetze 1901; Die El-Amarna-Tafeln und ihre geschichtliche Bedeutung 1903; Zum Babel- und Bibelstreit 1904; Der moderne Kampf um die Bibel. Rektoratsrede 1906; Das theologische Berufsstudium an der Universität 1906 u. a. Dazu eine große, in die Hunderte gehende Reihe fachkritischer Besprechungen im Allgemeinen Literaturblatt sowie in der Theologischen Revue.

Rieber hat klar die Notwendigkeit wissenschaftlicher Schulung auch für den heranwachsenden Jungpriester erkannt. Mit der ihn auszeichnenden Initiative ließ er der Erkenntnis die Tat folgen und schuf sich im Alttestamentlichen Seminar die geeignete Wirkungsstätte hierzu.

Wie Rieber die höchsten Ansprüche an seine eigene Person stellte, so hat er auch ein Höchstmaß an Leistung von seinen Schülern verlangt und erwartet. Seine oft bis ins Kleinliche gehende Unterrichts- und Prüfungsmethode, sein sprichwörtlich gewordenes Geizen um jede Minute, das, wie er selbst scherzhaft bemerkte, ihm nur während der Urlaubszeit gestattete krank zu sein, wurden so, den meisten unbemerkt, zu einem fortlaufenden Kolleg und Seminar der Charakterschulung, dessen Ertrag noch weit höher zu werten ist, als jener auf rein wissenschaftlichem Gebiete.

Der Nathanaelseele in Rieber, selbst lauter und ohne Falsch, waren Falschheit und Winkelzüge in jeder Form

verhaßt. Der gerade Weg schien ihm stets der beste, und er ist ihn gegangen ohne Abweichen nach rechts und links. Gerade dieses mannbare Eintreten für das einmal als richtig Erkannte sicherte Rieber ein überragendes Maß von Autorität.

Dem stillen Gelehrten, der öffentlichen Ehrungen aus dem Grunde seines Herzens abhold war, wurden solche im allerreichsten Maße zuteil. Der einmütige Wille seiner theologischen Kollegen betraute ihn fünfmal mit der Führung der Dekanatsgeschäfte, die Deutsche Universität erwählte ihn für das Studienjahr 1905—06 zu ihrem Rektor. Die staatliche Gewalt anerkannte sein rastloses Wirken durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone (1908) sowie des Titels und Charakters eines Hofrates (1917). Von kirchlicher Seite wurde er zum Kanonikus des Kollegiatkapitels zu Allerheiligen ob dem Prager Schlosse (1910) und zuletzt zum infulierten Propst daselbst ernannt (1930). Er war päpstlicher Hausprälat und durch mehrere Jahre Vorsitzender der deutschen Abteilung des Prager Diözesangerichtes.

Rieber hat sich nur zwei Jahre des wohlverdienten Ruhestandes in Ehren erfreuen können. Als der fast 72jährige, durch ärztliche Kunst aus schwerer Krankheit gerettet, körperlich anscheinend rüstig, aber geistig gebrochen, wieder an die geliebte Arbeit ging, da ahnte niemand, daß das Ende so nahe sei.

Die dankbare Vaterstadt hat ihrem heimkehrenden toten Sohne ein würdiges Leichenbegängnis bereitet. Nun ruht er, der Unvergessene und Unvergeßliche, auf einsamer Höhe in deutscher Erde, bewacht von den schweigenden Bergen des Kaiserwaldes. Die dunklen Fichten über seinem Grabe rauschen leise das Lied von der kommenden Auferstehung.

Professor Dr. Wenzel S t o d e r l.

Alois Rzach

(16. XI. 1850 — 27. VIII. 1935).

Völlig unerwartet, ohne vorheriges Siechtum, wurde dieser senex venerabilis, dem aber nichts Greisenartiges anhaftete, dessen kraftvolle Männlichkeit seiner hohen Jahre zu spotten schien, der die Frische und Beweglichkeit des Geistes sich bis zum Ende seiner Tage zu erhalten wußte, am 27. August 1935 zu den „Mehreren“ abgerufen. Ein leichter, schneller Tod, die Euthanasie, ist ihm zuteil geworden. Mit ihm ist eine Patriarchengestalt ungewöhnlichen Formats, ein ausgeprägter Charakterkopf unserer Deutschen Universität, ja des deutschen Prag überhaupt, dahingegangen, mit dem er durch sein langjähriges Wirken aufs engste verknüpft war.

In Patzau, einem Städtchen im Pilgramer Bezirk, als Sohn eines Militärs am 16. November 1850 geboren, kam er schon als Kind in die Hauptstadt, in der er bis auf wenige Jahre seine ganze Lebenszeit verbrachte. Sechsjährig besuchte er die Skt. Trinitas-Hauptschule, darauf in den Jahren 1858 bis 1860 die Prager Piaristen-Hauptschule. Im Quinquennium 1861—1865 war er vielbelobter, mit Buchprämien beschenkter Musterschüler des Großherzoglich-Badischen Lyzeums in Rastatt, wohin sein Vater versetzt worden war, indem Rastatt zu jenen Festungen gehörte, in denen auf Grund der Satzungen des Deutschen Bundes deutsche und österreichische Armeen aufgestellt waren.



Alois Rzach.

Die Gymnasialstudien (V. bis VIII. Klasse) beendigte er in den Jahren 1866 bis 1869 an dem berühmten Kleinseitner Gymnasium, das, von dem gewaltigen Friedländer Albrecht Wallenstein gegründet, nach dreihundertjährigem Bestand im Jahre 1923 seine segensreiche Tätigkeit abschließen mußte. Rzachs Nachbar auf der Schulbank war der späterhin als Schriftsteller, Kritiker und Philosoph berühmt gewordene Fritz Mauthner, der in seinen 1918 erschienenen „Erinnerungen“ ein eigenes Kapitel dem Kleinseitner Gymnasium und seinen Lehrern daselbst widmet, die er scharf beurteilt, ja aburteilt. Rzach selbst, der in der Neuen Österreichischen Biographie (III, 1926, 144—151) und im Rechenschaftsbericht der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft usw. in Böhmen im Jahre 1923 (S. 27—42) das Lebensbild seines Mitschülers und Freundes liebevoll gezeichnet hatte, bemerkt, daß diesem nach so vielen Jahren die Erinnerung an manches Vorkommnis nicht ganz treu geblieben sei und daß Wahrheit und Dichtung hier verwoben erscheine. Dies betreffe unter anderem die Äußerungen Mauthners über seine Lehrer an der Kleinseitner Anstalt, die fast durchwegs Männer von hervorragenden Kenntnissen gewesen seien, die sie ihren Schülern glücklich vermittelten. Auch Mauthner habe dazumal gar manche Anregungen empfangen, die dem Schriftsteller und Forscher späterhin vortrefflich zustatten gekommen seien, insbesondere hinsichtlich der klassischen Bildung. Rzachs Lehrer in den alten Sprachen waren die Philologen Franz Pauly und Eduard Jahn, die sich auch wissenschaftlich mit Erfolg betätigten und des Schülers Interesse für das klassische Altertum zu wecken und zu nähren wußten. Im Juli 1869 unterzog sich der Achtzehnjährige der Maturitätsprüfung mit Auszeichnung. In sämtlichen Gegenständen erhielt er die Note vorzüglich, in Religionslehre und Französisch ausgezeichnet, in Mathematik lobenswert.

An der Prager damals noch ungeteilten Universität widmete sich Rzach dem Studium der klassischen Philologie unter dem Thüringer Georg Bippart, einem Schüler von Böckh, Gerhard und Panofka, sowie dem in der Folgezeit auch als alttschechischem Politiker bekannt gewordenen Johann Kvičala, der in Prag Georg Curtius und Ludwig Lange, in Bonn Friedrich Ritschl zu Lehrern gehabt hatte. Im Jahre 1871 kam zu den Genannten als dritter noch Gustav Linker aus Marburg, wo er bei Theodor Bergk klassische Philologie, bei Waitz und Sybel Geschichte studiert hatte, ein feiner Latinist, der sich vor allem als hyperradikaler Horazkritiker bekannt gemacht hat. Daß Rzach seine Universitätsstudien über das engere Fachgebiet hinaus auf breiter Basis gründete, geht aus den von ihm belegten Vorlesungen hervor. So hörte er die Vertreter der Philosophie, den Herbartianer Wilhelm Volkman und Heinrich Johann Löwe, die Historiker Konstantin v. Höfler und Anton Gindely, weiter studierte er durch einige Semester Hebräisch und Arabisch bei dem Semitisten Saul Isaak Kämpf und besuchte eine Vorlesung des berühmten Musikhistorikers August Wilhelm Ambros über Geschichte der dramatischen Musik. In seinem letzten Semester (Sommer 1872) nahm Rzach bei dem eben nach Prag berufenen Otto Benndorf am Kolleg über griechische Epigraphik sowie an dessen Einleitung in die Archäologie teil. Wie Rzach in seinem Lebensbild Mauthners erzählt, pflegte sich an freien Sonntag-Vormittagen ein engerer Kreis in dem in Entstehung begriffenen Gipsmuseum des Klementinums unter Benndorfs Leitung zu versammeln, um nach frei gewähltem Thema über die kunsthistorische Bedeutung der im Abguß vorhandenen antiken Statuen zu sprechen.

Während seiner ganzen Studienzeit von sechs Semestern war Rzach beim Altgermanisten Johann Kelle inskribiert, und die noch vorliegenden Kolloquienzeugnisse über

Literaturgeschichte des Mittelalters und über Grammatik der gotischen Sprache bestätigen dem Hörer den ausgezeichneten Erfolg seiner Studien. Als Mitglied der Lese- und Redehalle deutscher Studenten hielt der Neunzehnjährige schon im ersten Semester seiner Universitätszeit im Dezember 1869 in der Sektion für Philosophie, Geschichte und Philologie einen für seine hohe Geistesreife und aufrechte deutsche Gesinnung zeugenden Vortrag über Pflege des deutschen Minnegesangs in Böhmen, dessen umfangreiches Manuskript sich unter seinen nachgelassenen Papieren erhalten hat. Auch sonst trat der junge Rzach als Mitglied der „Halle“ hervor. Als während der ersten Maitage 1872 die Eröffnung der Universität in dem damals wiedergewonnenen Straßburg feierlich begangen wurde, entsandte die Prager deutsche Studentenschaft eine Abordnung von zwanzig Kommilitonen nach der Feststadt. Rzach und Fritz Mauthner waren zu Führern der Deputation gewählt worden. Beim Festbankett vertrat Rzach die Studentenabordnung, er saß neben dem Gouverneur von Straßburg an der gleichen Tafel mit dem Kronprinzen, dem nachmaligen Kaiser Friedrich III. Für Rzach war dies ein Erlebnis, dessen er sich gern in vertrautem Kreis erinnerte.

Aus dieser Zeit liegen zwei Zeugnisse vor, die die Seminardirektoren Kvičala und Bippart dem Absolventen am 14. Oktober 1872 ausgestellt hatten. Als Mitglied des philologischen Seminars, schreibt der erstere, habe sich Rzach durch den bei jeder Gelegenheit bewiesenen rühmlichen Eifer in der vorteilhaftesten Weise ausgezeichnet. Seine Interpretationen gehörten stets zu den nach Form und Inhalt gediegensten. Die fünf in den fünf Semestern abgelieferten griechischen Seminararbeiten verdienten in jeder Hinsicht volles Lob, da sie von tüchtigem philologischen Wissen, von trefflicher Methode und Selbständigkeit des Urteils zeugten. Ähnlich rühmend hebt Bippart als Leiter

der lateinischen Seminarabteilung hervor, daß Rzachs Leistungen sowohl in den mündlichen Übungen als in den schriftlichen Arbeiten in gesteigertem Grade von Semester zu Semester immer ausgezeichnet waren. Am 5. Februar 1873 wurde er zum Doktor der Philosophie promoviert, nachdem er sowohl das philologisch-historische Fachrigorosum wie das Rigorosum aus Philosophie einstimmig mit Auszeichnung abgelegt hatte. Das Thema der Dissertation lautet: Über antistrophische Wort- und Gedankenrespon- sion in den Chorliedern der sophokleischen Dramen. Diese Abhandlung von 47 engbedruckten Seiten, Rzachs primitiae philologiae, liegt im Programm des Kleinseitner Gymnasiums aus dem Jahre 1874 vor, an welcher Anstalt der ehemalige Schüler im November 1872 noch vor Ablegung der Rigorosen und der Lehrbefähigungsprüfung zum Supplenten bestellt worden war. Im Juni 1873 unterzog er sich bei den Professoren Linker (Latein), Bippart (Griechisch), Kelle (Deutsch), Otto Hirschfeld (alte Geschichte) der Lehramtsprüfung, über die es am Schluß des Zeugnisses heißt: „Kandidat hat in allen Prüfungsstadien und in den verschiedensten Gegenständen mit seltener Gleichmäßigkeit in einer Weise entsprochen, daß seine Prüfung als eine ganz ausgezeichnete bezeichnet und seine Fähigkeit, das Lateinische und Griechische in allen Klassen des Gymnasiums zu lehren, bestens dokumentiert werden kann.“ Von der Abhaltung der „Probelektion“, sagt das Zeugnis, „wurde Umgang genommen, da sich Kandidat mit einem seine vorzügliche didaktische Befähigung anerkennenden Zeugnisse der Direktion des Kleinseitner Gymnasiums ausgewiesen hatte“.

Schon wenige Wochen nach abgelegter Lehramtsprüfung wurde der Zweiundzwanzigjährige am 30. Juli 1873 zum wirklichen Lehrer am Kleinseitner Gymnasium ernannt, an dem er nunmehr elf Jahre lang wirkte. Außer seinem eigentlichen Fache leitete er gelegentlich den Un-

terricht im Deutschen in der V. Klasse, auch den der philosophischen Propädeutik in der VII. und VIII. „Wie ein schöner Herakles stand er emporgerect auf dem Podium, sein Griechisch mit Ernst und Begeisterung dozierend: ein Bild edel kraftvoller Männlichkeit“, also schildert ihn ein Schüler aus jenen Tagen. Es waren zweifellos hervorragende, auch wissenschaftlich tätige Männer im Lehrkörper, die da mit und neben Rzach wirkten, so der Germanist Hans Lambel, die Philologen Friedrich Schubert und Wenzel Klouček, der nachher in Graz zu hohem Ansehen gelangte Sprachforscher Gustav Meyer. Als Rzach nach seiner Ernennung zum a. o. Professor an der Prager Deutschen Universität das Gymnasium verließ, gab der Direktor Dr. Gottlieb Biermann in einem an ihn gerichteten amtlichen Schreiben seinem tiefen Bedauern Ausdruck, daß eine so tüchtige und erprobte Lehrkraft von der Anstalt scheide, der er ehemals als einer ihrer vorzüglichsten Schüler angehört habe: „Den Dank, welchen Sie unserem Gymnasium als dessen vormaliger Schüler schuldeten, haben Sie reichlich erstattet, indem Sie mit Liebe und unentwegtem Eifer Ihren Lehrerpflichten nachkamen und aus dem Born Ihres reichen Wissens Ihre Schüler schöpfen ließen. Sie werden Ihren vielen Schülern unvergeßlich bleiben. Sie haben sich aber auch bei Ihren früheren und jetzigen Mitarbeitern am Kleinseitner Gymnasium eine liebevolle Erinnerung gesichert.“

Am 1. Mai 1876 wandte sich Rzach mit einem Gesuch an das Professorenkollegium der Philosophischen Fakultät der Carolina-Ferdinanda um Zulassung zur Habilitation. Als Habilitationsschrift reichte er die im VIII. Supplementband der Jahrb. f. klass. Philol. erschienene, sieben Druckbogen umfassende Abhandlung über den Dialekt des Hesiodos (Leipzig 1876) ein, außerdem die schon erwähnte Schrift Über Wort- und Gedankenrespon- sion in den Chorliedern der sophokleischen Dramen sowie die gleichfalls im

Programm des Kleinseitner Gymnasiums abgedruckten Hesiodischen Untersuchungen (1875, 58 Seiten), schließlich eine Anzahl Anzeigen aus der österreichischen Gymnasialzeitschrift von 1875 und 1876. Der von Kvičala verfaßte sehr ausführliche Bericht hebt mit besonderem Lobe den soliden Sammlerfleiß in der Habilitationsschrift hervor, ferner die überall ersichtliche bedeutende Vertrautheit mit den sprachwissenschaftlichen Forschungen der neueren Zeit, wodurch der Verfasser in den Stand gesetzt werde, die sprachlichen Erscheinungen nicht bloß mechanisch zu verzeichnen, sondern auch nach wissenschaftlichen Prinzipien anzuordnen, aufzufassen und zu erklären. Über die literarischen Leistungen des Petenten faßt die Kommission, der auch Linker und Benndorf angehörten, ihr Urteil dahin zusammen, daß sie von ernstem wissenschaftlichen Streben und von tüchtiger philologischer Durchbildung zeugen. Die Kommission glaube die begründete Hoffnung aussprechen zu können, daß es Rzach bei seinem regen wissenschaftlichen Streben und seinem ungewöhnlichen Fleiße gelingen werde, auch mit der Gewinnung neuer Resultate, zunächst etwa auf dem Gebiete der Grammatik, Kritik, Exegese, sodann aber auch der Literaturgeschichte, zur Förderung und Bereicherung der Wissenschaft beizutragen. Nicht minder günstig lauten die Urteile über das Kolloquium sowie über den Probenvortrag.

Sofort nach seiner Habilitierung bewarb sich Rzach beim Wiener Ministerium um einen Urlaub für das Schuljahr 1876/77. Dieser wurde ihm vom Unterrichtsminister Stremayr „zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung auf dem Gebiete der klassischen Philologie behufs Heranbildung für ein Lehramt an Hochschulen“ zugleich mit einem Reisestipendium von 500 Gulden bewilligt. Rzach begab sich zunächst nach Bonn, wo er an den Vorlesungen der Häupter der dortigen Philologenschule, Franz Bücheler

und Hermann Usener, sowie des Archäologen Reinhard Kekule von Stradonitz teilnahm, darauf nach Leipzig, wo er bei Georg Curtius und Ludwig Lange hörte, schließlich nach Berlin, wo er die Vorlesungen der Professoren Kirchhoff, Vahlen, Johannes Schmidt, Steinthal, Mommsen, Lepsius besuchte. Nach seiner Heimkehr hielt er seine erste Vorlesung im Wintersemester 1877/78 vor achtzehn Zuhörern über homerische Studien im Altertum. Seit 1878 leitete er Jahrzehnte hindurch die lateinische Abteilung des philologischen Proseminars und wurde noch als Privatdozent wiederholt der wissenschaftlichen Prüfungskommission für Gymnasiallehrer zugezogen. Gegen Schluß des Jahres 1883 erhielt er den Titel eines a. o. Universitätsprofessors, wurde wenige Monate darauf (Februar 1884) zum a. o., im September 1887 zum ordentlichen Professor ernannt, nachdem er zuvor wiederholt in Graz, Czernowitz, Innsbruck zum Ordinarius vorgeschlagen worden war und die Fakultät dem Ministerium erklärt hatte, daß sie es als eine schwere Schädigung ihrer Interessen ansehen würde, wenn er durch seine Berufung seinem Prager Wirkungskreise entzogen wäre.

Seine wissenschaftliche Tätigkeit widmete Rzach insbesondere der Überlieferungsgeschichte, Textkritik, Sprache und Metrik der griechischen Epiker, einem Gebiete, auf dem seine Autorität unter den Philologen der Alten und Neuen Welt unbestritten ist. Schon im Jahre 1875 veröffentlichte er die vorgenannten Hesiodischen Untersuchungen, die bereits jene Studien einleiten, die, seither niemals ausgesetzt, zu einem Lebenswerk führen sollten. Er erörtert darin die durch Wilhelm Hartels Homerische Studien in vollen Fluß geratenen prosodischen Fragen des altgriechischen Epos mit Bezug auf Hesiod und prüft die Stellung des Digamma in dessen Gedichten. Als eine durchaus gelungene Arbeit wurde von der maßgebenden Kritik die

gleichfalls bereits erwähnte Abhandlung über den Dialekt des Hesiodos (1876) bezeichnet, in der sämtliche Erscheinungen der hesiodischen Formenlehre gesammelt, analysiert und überall an geeigneter Stelle das dem Hesiod im Gegensatz zu Homer Eigentümliche hervorgehoben wird. Diese Untersuchungen sowie die in den Wiener Studien 1883 erschienenen Beiträge zur Handschriftenkunde und Textkritik bereiteten auf die Ausgabe des askräischen Sängers vor, die, noch ausschließlich auf Handschriften des späteren Mittelalters fußend, zum erstenmal in Prag 1884 herausgekommen war. Vorangegangen waren die höchst subtilen Studien zur Technik des nachhomerischen heroischen Verses (Sitzungsberichte der Wiener Ak. d. W. 1879, 1882), die sich auf Hesiod, die homerischen Hymnen, die Kykliker, Kallimachos, Appolonios Rhodios, Quintus Smyrnaeus, die orphischen Gedichte, die Sibyllinen, die Anthologie, Gregorios von Nazianz, ja bis auf den Byzantiner Tzetzes erstreckten; auch Nonnos und seine Schule werden berücksichtigt. Indessen arbeitete der Unermüdlige mit weiteren Abhandlungen seiner großen kritischen Ausgabe der hesiodischen Gedichte vor; so schrieb er über die neuen Papyrusfragmente des Hesiodos (Wiener Studien 1888), über die älteste Überlieferung der Erga (Symbolae Pragenses 1893), über die Sippe der Codex Messanius der Erga (Serta Harteliana 1896), über die handschriftliche Überlieferung der Theogonie (Wiener Stud. 1897) sowie der pseudohesiodischen Aspis (Hermes 1898) usw. Die Ausgabe selbst erschien 1902 und ist seither als die maßgebende allgemein anerkannt. Alle Handschriften und sonstigen Quellen sind darin aufs gründlichste ausgeschöpft, die ägyptischen Papyrusfunde, die zu dem alten Bestand an Versen manches Neue hinzugefügt haben, sind verwertet und umsichtig verarbeitet. Keine der zahlreichen Vorgängerinnen komme dieser Ausgabe, die

mit vielen Steinen des Anstoßes tüchtig aufgeräumt hat, an Vollständigkeit, keine an Reichtum und Vielseitigkeit des kritischen Apparates, keine an wohlthuender Akribie gleich, urteilte ein berufener Kenner, Arthur Ludwich in Königsberg (Berl. philol. Wochenschr. 1903, 674). Nicht minder rühmend spricht über Rzachs Leistung Wilamowitz-Moellendorff in seiner erklärenden Ausgabe von Hesiods Erga (Berlin 1928): über die mittelalterlichen Handschriften könne man nur mit wärmstem Danke die Ergebnisse benutzen, zu denen Rzach gelangt sei, der die mühsame Arbeit in vorbildlicher Weise getan habe (S. 2), alle früheren kritischen Behandlungen und Ausgaben seien durch Rzach entbehrlich geworden (S. 8). Und in Felix Jacobys Edition der Theogonie begegnet Rzachs Name fast auf jeder Seite der umfanglichen Vorrede: „*Aloisius Rzach*“, schreibt Jacoby, „*vir et alias de Hesiodo optime meritis . . . firmissimum recensioneis fundamentum posuit, quo omnes, qui post eum Hesiodo edendo, interpretando operam dederunt, nituntur.*“ Die kleinere der Bibliotheca Teubneriana einverleibte Ausgabe, die um die neuen Papyrusfunde, vor allem in den „Katalogen“, vermehrt ist, konnte bereits zum dritten Male (1913) aufgelegt werden.

Kurz erwähnt sei auch Rzachs mit knappem kritischen Apparat versehene Iliasausgabe, die in der Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum edita curante Carolo Schenkl (Prag 1886/87) erschienen ist. Er dachte mit dieser Ausgabe nicht bloß an die Schule, sondern hoffte nicht mit Unrecht, daß auch die viri docti sie zur Hand nehmen würden; denn sein kritischer Apparat gibt in sorgfältiger Auswahl die wichtigsten Resultate der neueren Homerforschung. Was seine kritische Methode betrifft, hält er sich ebenso von übertriebener Wertschätzung der Handschriften wie der alexandrinischen Kritiker fern, insbesondere von allzu einseitiger Bevorzugung Aristarchs; so wird in

mehreren Fällen auch Zenodot zum Führer gewählt, wo er bessere Gewähr bietet als Aristarch. Zugleich sind die Ergebnisse der neueren Sprachforschung bei der Textgestaltung berücksichtigt.

Eine besonders schwierige und dornige Aufgabe hatte sich Rzach schon lange vorher mit der Edition der für Philologen, Theologen und Historiker gleich wichtigen *Oracula Sibyllina* gestellt. Nur nach gründlichsten Vorarbeiten schritt er auch hier ans Werk, ein wahres *opus arduum et asperum*. Bereits im J. 1882 brachten die Wiener Studien einen Aufsatz: Zur Kritik der Sibyllinischen Weissagungen, darauf erschienen seine Sibyllinischen *Analekta* (ebendort 1890), und vor allem präludierten der Ausgabe die in den Denkschriften der Wiener Akademie vom J. 1890 veröffentlichten Kritischen Studien zu diesen Orakeln, die mit ihren zahllosen Dunkelheiten, ihren heillosen Textverderbnissen besonders hohe Ansprüche an das Wissen, die Geduld, den kritischen Scharfblick und den richtigen Takt des Herausgebers stellen. Nicht allzu viele Gelehrte hatten sich an diese greulich verunstalteten Texte gewagt, deren Überlieferung, um mit Johannes Geffcken zu reden, „fast eines Schreckenswortes wert“ ist. Nach Xystus Betuleius (Sixtus Birken), von dem die älteste nur die ersten acht Bücher umfassende Edition herrührt (Basel 1545), nach Sebastianus Castalio (Sebastien Châtillon), der das Jahr darauf eine metrische lateinische Übersetzung der *Oracula* erscheinen ließ, nach Johannes Opsopoeus (Koch), in dessen Ausgabe (Paris 1599) die Kritik des Textes nicht unbeträchtlich gefördert wurde, nach Angelo Mai, der aus einer Mailänder Handschrift das bis dahin unbekannte XIV. Buch veröffentlichte (1817) und elf Jahre darauf aus zwei vatikanischen Manuskripten noch drei weitere nicht publizierte Bücher (XI bis XIII) edierte, erwarb sich der Franzose Charles Alexandre

in seinen beiden Ausgaben (der dreibändigen von 1841 bis 1856 und der einbändigen von 1869) die größten Verdienste um Wiederherstellung und Interpretation dieser Weissagungen. Was endlich der Breslauer Theologe Josef Heinrich Friedlieb in seiner mit metrischer deutscher Übersetzung, „die mehr auf richtige Wiedergabe der Gedanken als auf formelle Vollendung Anspruch macht“, versehenen Ausgabe (Leipzig 1852) geleistet hat, bedeutete gegenüber Alexandres großer Leistung keinen Fortschritt. Rzachs Hauptaufgabe bestand zunächst darin, eine sichere kritische Grundlage durch genaue Vergleichung aller in Betracht kommenden Handschriften zu schaffen. „Diese Aufgabe ist von ihm in einer Weise gelöst worden, daß sein Buch fortan die Basis für alle ferneren Sibyllinenforscher bilden wird. Keiner hat vor ihm einen so reichen, keiner einen mit solcher augenscheinlichen Akribie angefertigten kritischen Apparat dargeboten“, urteilt Arthur Ludwich (Berl. philol. Wochenschr. 1892, 168), der außer Alexandre niemand zu nennen wüßte, der sich größere und bleibendere Verdienste um diese Weissagungen erworben hätte als Rzach (Sp. 204). Dieser selbst urteilte über den allerschwierigsten Teil seiner Leistung, die Konjekturenkritik, allzu bescheiden, wenn er in der Vorrede S. XVI sagt: „*Si quid ipse ad corruptelas corrigendas attulerim, magnopere laetabor, quamvis opus meum magis inchoatum quam absolutum esse sentiam.*“ Gleichzeitig mit Rzach hatten Ludwig Mendelssohn und Karl Buresch mit vollständigem kritischen und sachlichen Kommentar versehene Ausgaben der Orakel vorbereitet, auch Alfred v. Gutschmid hatte sich sein Lebtag mit dem Plan einer Bearbeitung getragen (vgl. Kl. Schr. IV 222 ff.); doch schieden sie ab, ehe sie die Editionen zur Ausführung bringen konnten. In der Tat ist hier nach einem Worte Mendelssohns (Philol. XLIX, 1890, 270) „Platz für viele, und die Nachfolger werden auch noch zu tun finden“.

Ein Dezennium nach Rzach bearbeitete Johannes Geffcken im Auftrage der Kirchenväterkommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften die *Oracula Sibyllina* (Leipzig 1902). Der neue Herausgeber hat sich Rzachs Anschauungen über die Textgestaltung in den drei Handschriftenklassen im wesentlichen angeschlossen; wie ergiebig dessen kritischer Apparat für die neue Bearbeitung gewesen, lehrt jede Seite. Auch was die Wichtigkeit der Zeugnisse der Kirchenväter, im besonderen des Lactantius, betrifft, teilt Geffcken seines Vorgängers Standpunkt, der sich seinerseits in einer gehaltvollen, durchaus sachlichen, fast buchartig ausgewachsenen Kritik mit seinem Nachfolger ruhig auseinandersetzte (GGA. 1904, 197—243). Und daß dieser seines Kritikers Einwendungen gut aufnahm, geht daraus hervor, daß er in seiner Neubearbeitung des Lübkerschen Reallexikons aus dem J. 1914 (S. 947) im Artikel „Sibyllinen“ Rzachs Werk als die beste kritische Ausgabe bezeichnet. Mit Spannung durfte die gelehrte Welt Rzachs als des hiezu Berufensten Neubearbeitung der *Oracula* entgegensehen, die, seit langem für die *Bibliotheca Teubneriana* vorgesehen, bedauerlicherweise der Ungunst der Nachkriegszeit zum Opfer fiel. Rastlos und aufs kräftigste vorgearbeitet hatte er diesen *δεύτεραι φροντίδες* — sicherlich hätte hier das Dichterwort gegolten: „*αἱ δεύτεραι πῶς φροντίδες σοφώτεραι*“ — in zahlreichen Abhandlungen zur Kritik und Exegese, zur Grammatik, Sprache und Metrik dieser *Vaticinia*, wobei er auch in längeren Auseinandersetzungen mit seinem wissenschaftlichen Gegner Buresch, der des öftern in seiner persönlich gefärbten Polemik Mißtöne anschlägt, in durchaus vornehmer Weise die Klinge kreuzt (Jahrb. f. klass. Philol. CXLV, 1892, 433—464. Philol. LIII. 1894, 280—322).

Auch für die geplante Ausgabe des Apollonios Rhodios wäre der Dahingeshiedene der rechte Mann gewesen;

hatte er doch schon in seiner Frühzeit eine systematische Darstellung der Formenlehre dieses Hauptvertreters des gelehrten alexandrinischen Epos gegeben, zugleich genau und erschöpfend das Verhältnis der Sprache des Apollonios zur homerischen festgestellt (Sitzungsber. der Wiener Ak. d. W. 1878), darauf über den Hiatus bei Apollonios gehandelt (Wiener Stud. III, 1881, 43—67) und noch als Greis den berühmten Codex Laurent. 32, 9 saec. XI, der auch den Aeschylus und Sophokles enthält, mit peinlicher Genauigkeit in Florenz nachvergliehen.

Nicht übergangen seien Rzachs wertvolle Artikel über Hesiod, die Homeriden, den Kyklos, die Sibyllen und Sibyllinen, die Epiker Kinaithon und Kerkops, den mythischen Sängerkönig Musaios in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie, des weiteren die einläßlichen Referate über die literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete des nachhomerischen Epos sowie über die Publikationen zu Hesiod im Jahresbericht für Altertumswissenschaft, schließlich die Rektoratsrede aus dem Jahre 1904 über das Studium des Griechischen in seiner Bedeutung für Bildung und Unterricht.

Gleich hervorragend wie als gelehrter Forscher war Rzach der akademische Lehrer. Begeistert und begeisternd sprach er zu Generationen von Schülern in hundert und achtzehn Semestern akademischer Lehrtätigkeit; nicht leicht wird sich ein ähnliches Beispiel in der Geschichte der Universitäten finden. „Nur wer Jugend hat, und wäre er siebenzig und darüber, kann zur Jugend sprechen“, diese Worte Jean Pauls lassen sich auf ihn anwenden, der es verstand, seine Schüler lernfroh zu machen. Wie der Unermüdete, eingedenk des Wortes Senecas: „*Otium sine litteris mors est et hominis vivi sepultura*“, bis zuletzt wissenschaftlich tätig war, wollte er noch im laufenden Winterhalbjahr seine Hörer in eines der umstrittensten Kapitel seiner Wissenschaft, die Metrik der Griechen und Römer, einführen.

„*Dis aliter visum.*“ Außerordentlich beliebt ob ihrer Klarheit und Verständlichkeit waren auch seine sonstigen Vorlesungen, die sich auf die Sprache sowohl wie auf die „Sachen“ erstreckten. Sie behandelten die historische Grammatik der griechischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Dialekte (Stammbildungs-, Formenlehre, Verbalflexion), die Geschichte des griechischen Epos, der melischen und chorisches Lyrik der Hellenen, die szenischen Altertümer der Griechen, die lateinische Deklination in ihrer historischen Entwicklung, die römischen Kriegsaltertümer und das römische Kriegswesen in der Kaiserzeit, das griechische und römische Münzwesen, die Exegese des Homer, Hesiod, Aeschylus (Eumeniden), Herodot, Catull und Petron. Doch über die Enge des Hörsaals hinaus spendete er auch einem weiteren Kreise Gaben aus seinem reichen Wissensschatze. Unvergessen sind seine ebenso gehaltreichen wie formvollendeten Vorträge als Präsident des Volksbildungshauses „Urania“ über Homer, Hesiod, die Dichterin Sappho, über Sophokles, die Sibyllen und Sibyllinen sowie über Catull, Vorträge, in denen er einer gespannt lauschenden Hörerschaft die Ewigkeitswerte des klassischen Altertums zu vermitteln verstand. Auf Grund eigener Anschauung wußte der Weitgereiste, der „vieler Menschen Städte gesehn und Sitten erfahren“, das alte Troja und Pompeji vor seinen Zuhörern neu erstehen zu lassen. Kannte er ja das Land der Griechen und Römer nicht bloß aus den literarischen Denkmälern, nicht bloß aus seiner kostbaren numismatischen Sammlung, in der Gold-, Silber- und Bronzemünzen wohlgeordnet auf Samt gebettet lagen, er hat jene Länder nicht bloß mit der Seele gesucht, sondern sie immer wieder aus eigener Anschauung kennen gelernt. Zwölfmal war er in Italien, wo er zugleich in den Bibliotheken zu Venedig, Mailand, Florenz, Rom, Messina handschriftlichen Studien oblag — zum siebenhundertjährigen Gründungsfest der Uni-

versität Padua im Mai 1922 entsandte ihn der Akademische Senat zugleich mit dem Rektor als Vertreter der Deutschen Universität —, er besuchte Griechenland, die griechischen Inseln, war oft in Konstantinopel und in Troja, besichtigte die Ausgrabungen von Ephesus, Smyrna, Magnesia, wandelte auf den Höhen des Libanon, reiste nach Damaskus, hielt sich in Jerusalem auf, weilte in Ägypten, wo er nicht ohne Schwierigkeiten die große Cheops-Pyramide erklimmte, und an der nordafrikanischen Küste.

Alle ehrenvollen Ämter, Würden und Bürden hat die Deutsche Universität ihm, dem rechten Mann am rechten Ort, übertragen; das Dekanat (1895/96), das Rektorat (1904/05), die Mitgliedschaft des Akademischen Senates (1918—1921) war ihm zuteil geworden. Mit dem Titel und Charakter eines Hofrates wurde er im April 1906 ausgezeichnet. In der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik, der er als ältestes Mitglied seit ihrer Gründung (1891) angehörte, hat er reiche Arbeit geleistet. Ein dauerndes Denkmal hat er als gelehrter Numismatiker, der auch zum Ehrenmitglied der Sudetendeutschen Numismatischen Gesellschaft ernannt wurde, sich mit der mühevollen und mit größter Fachkenntnis durchgeführten Ordnung und Katalogisierung der der Philosophischen Fakultät der Universität gehörigen Münzsammlung erworben.

Als echter homo humanus bewährte er sich in seinem humanitären Wirken für die deutsche Studentenschaft, um die er — um die früheren, gegenwärtigen und kommenden Geschlechter — durch seine nie ermattende Tätigkeit für die Schaffung und Erhaltung der deutschen Studentenheime als wahrer pater studiosae iuventutis sich unvergängliche Verdienste erworben hat. Mit vollem Recht trägt das vor wenigen Jahren eröffnete dritte große Studentenheim den Namen Alois Rzachs. Als der berufene Anwalt und Leiter

studentischer Fürsorge errichtete er aus einer ihm von der Deutschen Gesellschaft für Altertumskunde zum siebzigsten Geburtstag zur freien Verfügung überreichten Spende eine Stiftung, deren Erträgnis alljährlich einem Studierenden der klassischen Altertumswissenschaft oder der Germanistik verliehen werden soll, der eine besondere wissenschaftliche Befähigung durch Erfolg seines Studiums nachweist.

Groß war sein organisatorisches Talent. Vor dreiundvierzig Jahren (1892) rief er die Deutsche Gesellschaft für Altertumskunde ins Leben, die seither jeden Anlaß ergriff, ihrem Gründer ihre Verehrung zu bezeigen, sooft Marksteine auf seiner Lebensreise zu Tage traten. Zu seinem sechzigsten Geburtstag ernannte sie ihn, sich selbst damit ehrend, zu ihrem ersten Ehrenmitglied. Zehn Jahre darauf vereinigten sich seine Kollegen, Schüler und Freunde zu der vorerwähnten Spende. Nur noch eine Ehrung von Seite der Gesellschaft blieb für den Achtzigjährigen übrig: die Herausgabe einer Festschrift, an der sich Schüler und Fachgenossen nicht bloß in der engeren Heimat, sondern darüber hinaus in Deutschland und Österreich beteiligten. „Charakteria“, Dankesgaben, ist der Titel dieser Festschrift, die vierundzwanzig Beiträge von Altphilologen und Althistorikern, aber auch von philologisch gerichteten Juristen und Theologen enthält. Auch künftigen Philologengeschlechtern sollte damit gezeigt werden, wie der Gefeierte geschätzt wurde als Lehrer, als Gelehrter und wahrlich nicht zuletzt als Mensch.

Als Mensch war Alois Rzach vorbildlich. Zwei echt griechische Eigenschaften waren ihm zuteil geworden wie nur Lieblingen der Götter: Charis, liebenswerte Anmut, und Sophrosyne, ein in seiner Bedeutung schwer zu erschöpfendes Wort: gesunder Sinn, vernünftige Beschränkung, in der sich erst der Meister zeigt, weise Mäßigung. Und noch ein weiteres griechisches Wort ist für sein Menschtum in An-

spruch zu nehmen: Kalokagathia. Auch dies ein mehrdeutiges, schier unübersetzbares, weil echt griechisches Wort, durch das eine Verbindung körperlicher Schönheit mit geistiger und ethischer Vollkommenheit zum Ausdruck gebracht wird; es kennzeichnet einen Edelmenschen in jeder Hinsicht. Ein kulturvoller Adelsmensch ist mit Alois Rzach dahingegangen, in echt altgriechischem Sinn dem Gutschönen und dem Schönguten unverbrüchlich geweiht und dahingegeben:

„Im Denken besonnen und klar,
Im Reden offen und wahr,
Im Wollen edel und recht,
Im Handeln fest und gerecht.“

Prag, im Dezember 1935.

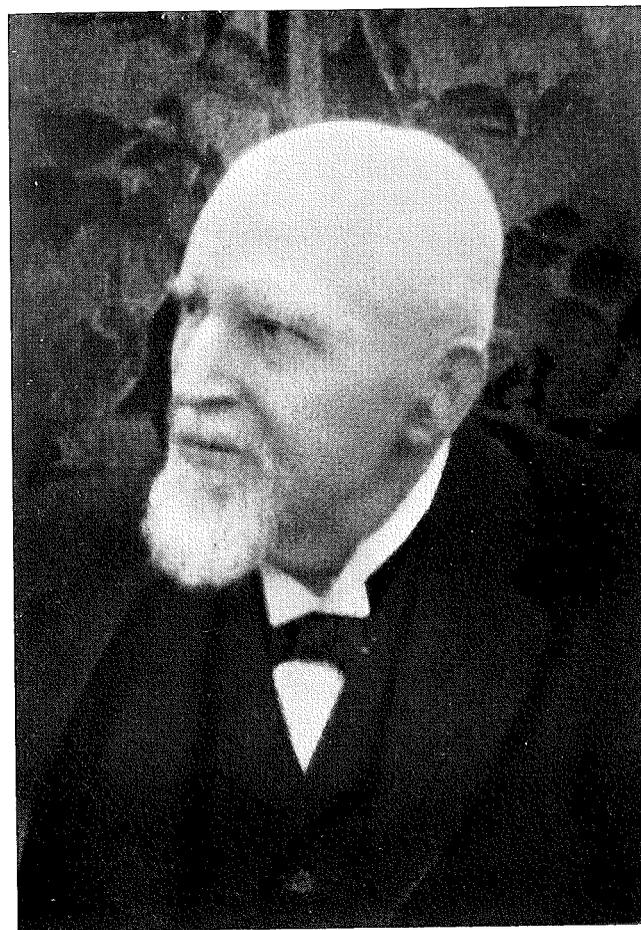
Siegfried Reiter.

Carl Holzinger-Weidich

(24. Juli 1849 bis 17. September 1935).

Am 27. August wurde Alois Rzach, am 17. September Carl Holzinger-Weidich der Philosophischen Fakultät ent-rissen, nachdem Rzach durch 118, Holzinger durch 76 Seme-ster an unserer Universität gelehrt und sie seit 1883 neben-einander als engste Fachkollegen gewirkt hatten, beide Senioren der Fakultät, dieser an Lebensjahren, jener an Semestern, beide, trotz ihres grundverschiedenen Wesens, gleich hochverdient um ihre Wissenschaft, um Universität und Fakultät und um die Studenten. Unvergänglich sind beider Verdienste namentlich um Organisation und Aufbau unserer Fakultät nach der im Jahre 1882 erfolgten Teilung der altehrwürdigen Carolo-Ferdinanda in die deutsche und tschechische Universität.

Carl Holzinger wurde am 24. Juli 1849 zu Weltrus bei Prag auf dem dortigen Sommersitze des Grafen Rudolf Chotek von Chotkowa als Sohn des 1810 zu Prag geborenen Karl Holzinger, Erziehers im Hause der gräflichen Familie, und der Frau Henrika Holzinger, geb. Beaujou, einer Toch-ter des Bürgers von Neuchatel in der Schweiz Friedrich Beaujou, geboren; sein Großvater von väterlicher Seite war Johann Holzinger, Bürger zu Prag. Der Ehe seiner Eltern entsproßen noch zwei Kinder, Rudolfina Isabella, geb. 1847, gest. 1928 als Lehrerin in Graz, und Heinrich, geb. 1845, gest. als österreichisch-ungarischer Generalkonsul i. J. 1904 zu Trapezunt in Kleinasien. Den Elementarunterricht er-hielt Carl Holzinger an der Deutschen Übungsschule in



Carl Holzinger-Weidich.

Prag-Kleinseite, Karmelitergasse, im Vordergebäude des jetzigen Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur, und wohnte während der Schulzeit mit seinen Eltern im Palais Chotek in der Leihamtsgasse, der jetzigen Novodvorská, in nächster Nähe der Schule. Im Oktober 1859 übersiedelte sein Vater, der inzwischen die Lehramtsprüfung aus Latein und Griechisch für Mittelschulen an der Prager Universität abgelegt und eine Lehrstelle am Staatsgymnasium in Görz erhalten hatte, dorthin, worauf Carl Holzinger vom 1. November 1859 das dortige Gymnasium besuchte und ebendort am 26. August 1867 die Reifeprüfung als Primus seiner Klasse mit Auszeichnung ablegte. Im Oktober desselben Jahres bezog Holzinger die Universität Wien und schloß sich hier namentlich an Johannes Vahlen, nachmals Professor in Berlin, an, der ihn wegen seiner Fertigkeit, fließend Latein zu sprechen, und auf Grund einer kleinen Interpretationsarbeit über Xerophons Memorabilien schon nach dem ersten Semester, d. h. zu Ostern 1868, als ordentliches Mitglied in sein Seminar aufnahm, eine seltene Auszeichnung, da die Aufnahme sonst frühestens nach dem zweiten Semester und auch nur als außerordentliches Mitglied zu erfolgen pflegte. In diesem Seminar wurde er Kollege, bezw. Freund Wendelin Försters, des später berühmten Romanisten, Otto Korens, des Verfassers der Quaestiones Symmachianea, Pius Knölls, Josef Zychas, des späteren Herausgebers lateinischer Kirchenväter, und trat auch dem hochbegabten, aber früh verstorbenen Rathay und anderen älteren Kollegen näher, die, selbst noch Schüler des hochberühmten Bonitz, ihm deutliche Vorstellungen von dessen Wesen, Wissen und Wirken übermittelten. Der Wiener Universität gehörte Holzinger indes nur durch vier Semester an und wandte sich 1870 der Universität Graz zu, wohin sein Vater, zuerst Direktor des Staatsgymnasiums in Görz, im Jahre 1869 als Landesschul-

inspektor übersiedelt war. Hier legte er am 29. Juni 1871 unter dem Vorsitze des Graezisten Karl Schenkl die dreistündige Lehramtsprüfung aus klassischer Philologie für Obergymnasien ab. Bereits am 21. September desselben Jahres erhielt er eine Supplentur für klassische Philologie am Theresianischen Gymnasium in Wien, am 5. August 1872 durch den Referenten des Landesausschusses, Universitätsprofessor Dr. Eduard Sueß, eine Professur am Gymnasium in Oberhollabrunn, bezw. Stockerau, trat aber diese Stellen nicht an, sondern wurde am 3. November 1872 durch Ritter von Schmerling zum wirklichen Lehrer am Theresianischen Gymnasium in Wien ernannt; ebendort erhielt er am 13. Oktober 1875 den Titel Professor. Im Theresianum wurde Holzinger Lehrer und teilweise auch Erzieher des Prinzen Don Alfonso de Bourbon, wozu ihn namentlich auch die perfekte Kenntnis der Sprache seiner Mutter, des Französischen, prädestinierte. Sein Zögling ehrte den ehemaligen Lehrer bereits 1875 durch Verleihung des Ritterkreuzes des Ordens Karls III., als er als Alfons XII. den spanischen Thron bestiegen hatte. Das österreichische Adelsprädikat „Ritter von Weidich“ erhielt Holzinger infolge der seinem Vater im Jahre 1878 verliehenen Auszeichnung.

Ein Jahr darauf reichte er seine gedruckte Arbeit „De verborum lusu apud Aristophanem“ d. h. „Über die Wortspiele bei Aristophanes“, die 1876 als Programmaufsatz des Theresianums bei Hölder erschienen war und in der wissenschaftlichen Kritik, namentlich durch Wecklein, A. von Bamberg und Grasberger, eine sehr günstige Aufnahme gefunden hatte, als Doktorsdissertation bei der Philosophischen Fakultät der Universität Wien ein und legte als einer der Ersten das zweistündige Fach- und das einstündige philosophische Rigorosum nach der eben neu eingeführten Rigorosenordnung bei den Professoren Karl Schenkl, Emanuel Hoffmann, Büdinger, Zimmermann und

Brentano in lateinischer Sprache mit Auszeichnung ab, worauf er am 23. Mai 1879 zum Doktor der Philosophie promoviert wurde. Wie seine Dissertation in geradezu klassisch anmutendem Latein geschrieben war, so verfaßte er 1877 in nicht minder formvollendetem Griechisch seine *Πρὸς Οὐεκλείνον ἐπιστολή*, d. h. einen Brief an N. Wecklein über weitere Wortspiele bei Aristophanes, ferner 1878 einen Nekrolog auf Otto Koren und die Abhandlungen „De Acharnensium versibus quibusdam“, 1880 einen Beitrag zur Kritik der Aristophanesscholien, 1881 einen ausführlichen, mit äußerster Gewissenhaftigkeit hergestellten Bericht über die Literatur zur griechischen Komödie für die Jahre 1875-1881, 1882 Beiträge zur Kenntnis der Ravennasscholien und 1883 das Gleiche bezüglich der Venetusscholien zu Aristophanes, ferner über die sog. Parepigraphai zu demselben Komiker und einen Vortrag über Olympia. Auf Grund dieser zehn, meist nicht umfangreichen, aber hinsichtlich der Komödien- und Aristophanesforschung vielfach Grundlegendes schaffenden Arbeiten wurde Holzinger am 20. August 1883 die große goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst durch Kaiser Franz Josef I. verliehen. Inzwischen hatte die Prager Philosophische Fakultät für die eine der beiden vakant gewordenen Lehrkanzeln für klassische Philologie zuerst drei reichsdeutsche Privatdozenten, dann, als dieser Vorschlag unerledigt blieb, zwei reichsdeutsche Privatdozenten, darunter Erwin Rohde, und den nichthabilitierten reichsdeutschen Gymnasiallehrer N. Wecklein vorgeschlagen. Da es aber der Wunsch des Kaisers war, Vakanz an österreichischen Universitäten durch österreichische Gelehrte besetzt zu sehen, fragte der Sektionschef Fiedler im Auftrage des Unterrichtsministers Konrad Eybesfeld bei Holzinger an, ob er eine Professur annehmen würde, wobei dieser glaubte, es handle sich um ein Ordinariat in Czernowitz; am 14. November 1883 aber erfolgte

seine Ernennung zum außerordentlichen Professor an der Prager Universität, die Holzinger nur unter der Bedingung anzunehmen erklärte, daß einer der beiden in Prag für klassische Philologie habilitierten Privatdozenten Friedrich Schubert oder Alois Rzach in kürzester Frist ebenfalls zum Extraordinarius befördert werde. Demzufolge wurde Alois Rzach, seit 1876 in Prag habilitiert und am Ernennungstage Holzingers durch den Titel eines Extraordinarius ausgezeichnet, bereits am 12. Febr. 1884 auf Grund eines Antrages der Fakultät und durch die Initiative des Ordinarius Otto Keller und Holzingers ebenfalls zum wirklichen außerordentlichen Professor ernannt. Kaum in seinem neuen Wirkungsorte etwas heimisch geworden, wurde Holzinger durch die typische Prager Krankheit jener Epoche, den Typhus, für Monate niedergeworfen; nach seiner Genesung verwendete er alle Kraft auf die Reorganisation des griechischen Seminars, zu dessen Direktor er ernannt worden war, auf die Schaffung einer ausreichenden Seminarbibliothek und die Ausgestaltung des griechischen Unterrichtsbetriebes sowie des Prüfungswesens und konnte so erst 1887 eine bisher unbekannte und für den griechischen Originaltext wichtige lateinische Übersetzung des Traktates des Kirchenschriftstellers Nemesios von Emesa „Über die Natur des Menschen“ herausgeben, die er in einem Kodex der Prager Dombibliothek aufgefunden hatte. Dieses Werk bildete die Basis für den Vorschlag der Fakultät, auf Grund dessen Holzinger am 15. März 1887 zum Ordinarius befördert wurde.

In den nun folgenden Jahren bis 1893 veröffentlichte Holzinger kleinere Abhandlungen, und zwar 1891 „Exegetische und kritische Bemerkungen zu Euripides' Alkestis“ und „Aristoteles' athenische Politik und die Heraklitischen Exzerpte“, 1892 „Theokrit in Orchomeros“, 1893 „Ein Idyll des Maximos Planudes“ und „Aristoteles' und Herakleides'

lakonische und kretische Politien“ und wurde 1895 Dekan der Philosophischen Fakultät. Seit dieser Zeit wurde er wiederholt von seiten der Fakultät und des Senats zur Durchführung schwieriger Aufträge, wie in der Angelegenheit der Reorganisation der Prager Universitätsbibliothek und in der Gehaltsregulierungsfrage, an die Wiener Behörden entsendet. Nachdem 1895 Holzingers Hauptwerk, Lykophrons Alexandra, griechisch und deutsch, mit erklärenden Anmerkungen, bei Teubner in Leipzig erschienen war, wurde er i. J. 1896 zum ordentlichen Mitgliede der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft und Kunst in Böhmen, der jetzigen Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik, gewählt. In diesen Jahren betraute ihn ferner das Unterrichtsministerium in Wien öfter mit der Erstattung von Gutachten in Mittelschulangelegenheiten, auch mit dem Vorsitz bei Reifeprüfungen und i. J. 1898 erfolgte seine Ernennung zum Mitgliede des urheberrechtlichen Sachverständigenkollegiums für den Bereich der Literatur in Prag. Im Sommer darauf schlug die Philosophische Fakultät der Universität Wien Holzinger als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Graezisten Karl Schenkl vor, doch lehnte er die kurz darauf erfolgte Berufung nach Wien ab, da er inzwischen in Prag für das Studienjahr 1899—1900 zum Rektor gewählt worden war. Seine Inaugurationsrede über das Verhältnis der deutschen Universitäten zu den Bildungsbestrebungen der Gegenwart, die die „Bohemia“ im vollen Wortlaut abdruckte, erregte nicht nur großes Aufsehen, sondern brachte Holzinger auch manche Gegnerschaft ein. Als Rektor nahm er an den Sitzungen des Böhmisches Landtages teil und machte gelegentlich zum Schutze der Universität und der Studentenschaft von seiner Virilstimme Gebrauch. Da sein Rektorsjahr mit der Zweihundertjahrfeier der Preußischen Akademie der Wissen-

schaften zusammenfiel, wurde Holzinger als Rektor der ältesten deutschen Universität mit der ihn selbst nicht weniger als unsere Alma mater ehrenden Aufgabe betraut, bei dem Festbankett im Berliner „Kaiserhof“ am 20. März 1900 in Gegenwart der Vertreter sämtlicher europäischer und zahlreicher überseeischer Universitäten namens aller Universitäten des Kontinents zu sprechen; seine mit großem Beifall aufgenommene Rede wurde in dem von der Akademie Berlin über die Festtage herausgegebenen Prachtbande wörtlich veröffentlicht. Hiefür, und da Holzinger auch die Abfassung einer Huldigungsadresse aller österreichischen Universitäten zum 70. Geburtstage Kaiser Franz Josefs I. angeregt hatte, wurde er mit dem Titel eines k. k. Hofrates ausgezeichnet, und wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste am 31. Mai 1901 zum korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien gewählt. Denn Holzinger stand in diesen Jahren auf der Höhe seiner Schaffenskraft und veröffentlichte in rascher Abfolge kleinere Abhandlungen, die namentlich sein Hauptarbeitsgebiet, die Komödie und Aristophanes, doch auch Darüberhinausgehendes betrafen, wie die Schriften „Über Zweck, Veranlassung und Datierung des platonischen Phaidros“ 1900, „Ein Panegyricus des Manuel Philes“ 1911 und „Diokles von Peparethos als Quelle des Fabius Pictor“ beweisen. Im Jahre 1910 wurde er zum Direktor der deutschen wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Mittelschulen ernannt und beteiligte sich 1911 und 1916 als solcher an den Enqueten des Wiener Unterrichtsministeriums über die Prüfungsvorschrift für das Lehramt an Mittelschulen, war von 1910 bis 1915 Mitglied des akademischen Senates unserer Universität und wurde 1918 mit dem Vorsitze des urheberrechtlichen Sachverständigenkollegiums für den Bereich der Literatur in Prag betraut.

Mit dem 1. April 1921 trat Holzinger, 71 Jahre alt, in den dauernden Ruhestand, nachdem er 24 Semester an der Mittelschule und 76 Semester an der Universität gelehrt und an letzterer als pflichteifriger, strenger und nicht nur wissenschaftlich, sondern auch pädagogisch erfahrener und geschickter Lehrer Hunderte von tüchtigen Mittelschullehrern und vier seiner Schüler, Julius Jüthner in Innsbruck, Anton Piccardt in Freiburg in der Schweiz, Josef Bick in Wien und den Verfasser dieses Nachrufes zu Hochschullehrern ausgebildet hatte. Obwohl auch körperlich noch vollkommen rüstig, verzichtete Holzinger sogleich auf jede Lehrtätigkeit als Honorarius und legte auch alle Ämter nieder bis auf die Funktion als Direktor der Prüfungskommission für das Lehramt an Mittelschulen, da die Fülle von Reformen und neuen Verfügungen, die in den ersten Jahren nach dem Umsturze erfolgten, seine langjährige Erfahrung erheischte und Holzinger alle durch Krieg und Kriegsgefangenschaft aus ihrer Bahn gerissenen Lehramtskandidaten seines Beistandes nicht berauben wollte. Und hier trat der gütige, wenn auch streng gerechte Grundzug seines nach außenhin kühl anmutenden Wesens am greifbarsten in Erscheinung. Auch von der Öffentlichkeit ganz zurückziehend, arbeitete Holzinger rastlos am Aristophanes weiter, dessen kritische Textgestaltung auf eine sichere Basis gestellt zu haben, sein unvergängliches Verdienst bleibt. Durch seine herrliche Privatbibliothek unterstützt, die bezüglich des Aristophanes nicht weniger als 556 Ausgaben (von der Aldina v. J. 1498 angefangen) und Erläuterungsschriften und photographische Faksimilia von dreizehn vollständigen Handschriften des Komikers enthielt, wurde Holzinger jetzt auch in der Universitätsbibliothek seltener gesehen, verblaßte aber doch nicht als Gelehrter, Lehrer, Kollege und Freund im Gedächtnis derer, denen er durch so viele Jahre als Führer oder Genosse nahegestanden

hatte. Denn als er im Jahre 1929 den 80. Geburtstag beging, trafen aus allen Teilen Europas Hunderte von Glückwunsch-, Erinnerungs- und Dankschreiben ein, unsere Universität und Fakultät, sowie die Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik aber ehrte den Jubilar (da sein Geburtstag in die Hauptferien fiel) am 16. Juni in seiner Wohnung in Prag XII., Španělská 8, durch das persönliche Erscheinen des Rektors Prof. Dr. Otto Großer, des Prorektors Prof. Dr. Carl Cori, des Dekans der Philosophischen Fakultät Prof. Dr. A. Stein und zahlreicher Professoren der Universität und der Mittelschule und überreichten ihm eine von Prof. Dr. Heinrich Hönich künstlerisch ausgeführte Adresse, die außer einem in antikem Stil ausgeführten symbolhaften Bilde die Widmung zeigte:

Carolo Holzinger equiti de Weidich,
viro doctissimo, magistro optimo, collegae constanti,
amico certo

Ὁρθοκονταετής χάρις φίλε, καί νυ δέχοιο
καίπερ βαιότερον, εὖ τὸ χάρισμα τοῦ.
Κοιμῶς Ἀριστοφάνη, Λυκόφρων ἤδ' ὅς τε Πλάτων σοί
σὺν Μούσαις σοφίης δὴν ἔδοσαν στέφανον.
Νῦν δὲ φιλόανθρωπόν σε, διδάσκαλε, καὶ φίλον ἄνδρα
πολλὰ μάλ' εὐχόμενοι παρμεγαλῶς σέβομεν.

Amici, collegae, discipuli, woran sich 123 Namen schlossen.

1927 hatte Holzinger eine Abhandlung „Über die Herakliden des Pamphilos bei Aristophanes“ und den Nekrolog auf seinen langjährigen Kollegen Otto Keller veröffentlicht, 1928 den ersten Teil der scharfsinnigen und umfangreichen „Erklärungen umstrittener Stellen bei Aristophanes“, dem 1933 der zweite Teil folgte, 1930 „Kritische Bemerkungen zu den spätbyzantinischen Scholien zu Aristophanes“ und 1931 griff er in den Streit um die ἐπιούσιος Frage ein und 1933 nahm die Akademie der Wissenschaften

in Wien seine Schrift über Streitfragen, die Apokalypse des Johannes betreffend, zur Veröffentlichung in ihren Sitzungsberichten an. Namentlich durch die beiden zuletzt genannten Publikationen erwies Holzinger die fast unbegreiflich anmutende Beweglichkeit und Frische seines Geistes noch im 83., bzw. 84. Lebensjahre, denn auch auf diesem ihm ganz neuen und außerordentlich schwierigen Wissensgebiete lieferte er Urteile von staunenswerter Schärfe, aufgebaut auf völliger Beherrschung des Stoffes und der gewaltigen und schwer zu bewältigenden Literatur seiner Vorgänger. Der physische Abbau aber begann bereits 1933: Holzinger, der in jüngeren Jahren ganz Europa mit Rußland und namentlich Italien, Griechenland und Kleinasien bereist, der den Großglockner, Ortler, Dachstein, Hohen Priel, die Zugspitze, den Triglav, den phrygischen Olymp bei Brussa und den Ätna gemeistert hatte, wurde von Schwindel- und Asthmaanfällen heimgesucht, die sich immer quälender gestalteten. Und doch fanden sich, als ihn am 17. September 1935 der Allerbarmer erlöst hatte, in seinem Nachlasse zwei umfangreiche, eigenhändig geschriebene Manuskripte über Demetrios Triklinios als Erklärer des Aristophanes und einer kritischen und exegetischen Ausgabe des Plutos des Aristophanes, an der er bis in die letzten Tage vor seinem Tode gearbeitet hatte. Diese reifste Frucht von Holzingers mehr als fünfzig Jahre umfassender Arbeit an dem großen Komiker der Öffentlichkeit zuzuführen, bleibt letzte Dankspflicht dem Verfasser dieser Zeilen. Am 30. November 1935 würdigte und ehrte die Deutsche Universität in Prag und die Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik das Andenken Carl Holzingers und Alois Rzachs in einer Trauerfeier, durch die eindringlich und nachhaltig zum Ausdruck kam, wieviel Wissenschaft und Universität dem Verewigten schuldet.

Th. Hopfner.

UNIVERSITÄT UND WELTANSCHAUUNG^{*)}

VON

PROF. DR. KARL HILGENREINER

REKTOR 1935/36

^{*)} Da die große Aula der Universität wegen Bauarbeiten gesperrt war, mußte auch im Studienjahre 1935/36 die feierliche Einführung des Rektors unterbleiben. Der übliche Vortrag des Rektors sollte obige Frage behandeln.

Zu den schwersten Anklagen, die gegenwärtig gegen die deutschen Universitäten und ihren Lehrbetrieb gerichtet werden, zählt der Vorwurf, daß sie zwar Wissen, viel Wissen, aber nur Wissen und keine Bildung und Weltanschauung pflegen und verbreiten.

Eine unermüdliche Forscherarbeit, — so sagt man — die bis in die geheimsten Tiefen der Natur und bis in die Urzeiten des Erdballs dringt, eine heldenhafte Hingabe, die Menschenleben um Menschenleben opfert, um dem Weltall seine Geheimnisse abzulauschen, eine bewundernswerte Arbeitsteilung, die ein feinfühliges Spezialistengeschlecht für das Größte und Kleinste heranzieht, gutausgedachte Systeme von peinlichgenauen Versuchen, die in lückenloser Induktion die Tatbestände aufdecken. Und dazu auch praktische Erfolge, zumal auf dem weiten Felde der Naturwissenschaften, die dem äußeren Leben der Menschen, seiner Erleichterung und Bereicherung zugutekommen. Denn Entdeckungen und Erfindungen haben die Lebensweise der Menschheit völlig umgestaltet. Unermüdliche Gehilfen sind der menschlichen Arbeit in Dampf und elektrischer Kraft zugewachsen, die Nahrungsdeckung, Wohnwesen, Kleidung, Gesundheitspflege, Verkehrsmittel sind mannigfaltig verbessert und bereichert worden, ganz zu schweigen von den vielen neuen Kenntnissen, die den breitesten Schichten des Volkes zugänglich gemacht worden sind. Fortschritt über Fortschritt, wohin man sieht, auch Wissen über Wissen, so daß der geistige Verbrauch der Massen sich mit jedem Jahrzehnt erhöht hat.

Alles das gesteht man gerne zu, und dennoch! Dennoch klagt man die moderne Wissenschaft und mit ihr die Universitäten an, daß sie oft Steine statt Brot bieten, daß sie zwar eine Masse von Wissen, aber nicht gleichviel an innerer Bildung darreichen, daß sie vielmehr bei allem äußeren Aufwand den wahren Fortschritt der Menschheit, die innerliche Kultur gefährden. Wissen ist ja nicht Selbstzweck, Wissen an sich ist noch nicht Bildung, noch nicht beseeltes Menschentum.

„Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band!
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie!“

(Goethe, Faust I.)

Fehlt leider nur das geistige Band! Ja, das ist es. Das Ziel alles Wissens — sagt man — ist der Mensch. Der aber kommt bei dem modernen Wissen trotz aller Fülle von Einzelkenntnissen zu kurz, der Lehrer wie der Hörer. Aus dem studium generale ist ein studium speciale geworden. Es fehlt die lebendige Einheit, die alles verbindet und verlebendigt. All das Wissen ist nicht harmonisch eingebaut in eine abgerundete Weltanschauung, und damit fehlt die Grundlage wahrer Bildung. Der moderne Mensch ist reich an Wissen, aber nicht ebenso kraft- und lebensvoll, dem Reichtum an Kenntnissen entspricht nicht der innere Gleichklang. Selten findet sich ein Gelehrter und Forscher, der im gleichen Maße Mensch, Vollmensch ist. Daher wird man all dieser Schätze an Wissen, die man in ungezählten Hochschulen jahraus jahrein pyramidenhoch zusammenträgt, nicht froh, man wird ärmer an

seelischen Werten, ärmer an starkem Lebensgefühl, an innerer Harmonie, an wahrer Herzenskultur. —

Der heutigen Universität fehlt die Weltanschauung — der Vorwurf ist ohne Zweifel schwer, er stellt geradezu die Sendung der Universitäten, der höchsten Bildungsstätten unseres Volkes, in Frage. Er kommt zumal aus den Kreisen der Nachkriegsjugend. Und er hat im deutschen Nachbarreiche zu dem Versuch geführt, das Universitätsstudium gänzlich umzustellen. Er hing, wie ich mich selbst überzeugen konnte, wie eine dunkle Wolke über dem Jubelfest, das die älteste Universität des Deutschen Reiches, die Heidelberger Ruperta-Carola, Ende Juni 1936 beging; er wurde dort vor der internationalen Öffentlichkeit von Vertretern der Unterrichtsverwaltung wie der Universität erhoben, und eine Wissenschaft gefordert, die „den ganzen Menschen formt“ im Sinne des Goethe-Wortes: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr.“

Es sei mir gestattet, mich damit im folgenden kurz auseinanderzusetzen.

I.

Was versteht man unter Weltanschauung? Es ist mehr, als der Namen sagt. Dem Namen nach würde sie die Vorstellung von dem äußeren Weltbild bedeuten, die wir uns auf Grund der neuesten Ergebnisse der Wissenschaften erwerben. So war die astronomische Weltvorstellung vor Kopernikus eine andere als nach ihm, das geographische Weltbild anders vor und nach Christoph Kolumbus, das urgeschichtliche ein anderes, solange man an der wörtlichen Deutung der Mosaischen Genesis festhielt, als heute. Die meisten Wissenschaften haben dazu beigetragen, diese „Weltanschauung“, die menschliche Vorstellung von der uns umgebenden Welt, auszugestalten.

Weltanschauung im geläufigen Sinne aber bedeutet mehr, sie ist vor allem Menschenanschauung, Einordnung des Menschen in das Weltall, Einschätzung seiner Bestimmung und Aufgabe, Zielsetzung seines Lebens und Schaffens. Weltanschauung beschränkt sich nicht auf das Erkennen der äußeren Welt, des uns umschließenden Seins in seiner Gesamtheit, sondern fordert auch Prüfung der inneren Welt des Menschen, um so die richtige Einstellung zur Gesamtwelt zu finden und das Leben sinnvoll zu gestalten. Weltanschauung schließt nicht nur die Einzelkenntnisse zur Wissenseinheit zusammen, sondern bringt das gesamte Denken und Wollen des Menschen wie der menschlichen Gemeinschaften auf einen gemeinsamen Nenner. Sie ist mehr als Gedanke, Anschauung, sie ist auch Einschätzung der verschiedenen Lebenswerte, Lebensrichtung, Prüfung der Persönlichkeit. Sie drückt nicht nur dem einzelnen, sondern auch der Gemeinschaft, innerhalb deren sie gepflegt wird, den bestimmten Charakter auf. Weltanschauung ruht also auf Anschauung, d. h. auf geistiger Erkenntnis, wird von einem Leitgedanken, einem geistigen Ideal getragen, sucht aber auch dieses Ideal ins Leben umzusetzen. Weltanschauung formt das ganze Denken, Fühlen und Wollen, wird gewissermaßen zur zweiten Natur.

Weltanschauung wird beim jungen Menschen zum guten Teil anerzogen, ein Werk, wobei zumeist die gefühlsmäßige Bindung durch die Religion eine große Rolle spielt. Erbgut und Anlage, Erziehung und Umgebung, der gesamte Zeitgeist, wie er sich zumal in Wissen und Kunst und Lebensgewohnheiten ausdrückt, haben bestimmenden Einfluß. Weltanschauung gründet sich zumal auf Gemeinschaftserleben, wie es in der Familie, in einer religiösen Gemeinschaft oder einem Volke gewonnen wird. Natürlich wird sie je älter je mehr am Leben geprüft und erprobt. Und so

bilden sich unantastbare Grundsätze, selbstverständliche Maßstäbe zur Beurteilung aller Lebenswerte, feste Gewöhnungen. Je mehr die späteren Erkenntnisse und Lebenserfahrungen damit übereinstimmen, desto tiefer wurzelt sich die Weltanschauung ein, gegenteilige Erkenntnisse oder Erfahrungen können sie erschüttern und ins Wanken bringen, vermögen aber nicht sich immer durchzusetzen gegenüber den starken Eindrücken der Jugendzeit.

Der tragende Gedanke kann im Verhältnis zum Weltgrunde (Gott) liegen, so daß man theistische, deistische, pantheistische und atheistische Weltanschauung unterscheidet. Die Weltanschauung kann von der einen oder anderen Seelenkraft bestimmt sein, so daß man von intellektualistischer, voluntaristischer, von rationaler oder irrationaler (mentionaler) Weltanschauung redet. Sie wird je nach dem philosophischen Weltbild, worauf sie sich stützt, eine monistische oder dualistische, materialistische oder spiritualistische sein oder zwischen diesen Extremen zu vermitteln suchen. Immer wird die Weltanschauung jene Frage zugrundelegen, die an der Schwelle jeder Ethik steht, die menschliche Schicksalsfrage: Was ist der Mensch? Wozu lebt er? Was ist der Sinn des menschlichen Daseins? Welche Aufgabe hat er, jeder Mensch, zu lösen? Was gibt seinem Leben Wert und Bedeutung? — Das ist der Anfang aller Lebensphilosophie. Von hier aus müssen alle Güter der Erde gewertet werden, was für den Menschen wertvoll und was wertlos, was vernünftig und was sinnlos. Der ganze Mensch muß von hier aus gerichtet werden, der gute und der schlechte Mensch.

Wir sind ja gewöhnt, die Dinge als gut oder als schlecht einzuschätzen, je nachdem sie ihrer Bestimmung entsprechen oder nicht. Ein Reitpferd so gut wie ein Wohnhaus, eine Schreibmaschine ebenso wie ein Jagdgewehr nennen wir gut, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen, im anderen Falle

schlecht. Auch den Menschen bewerten wir zunächst nach seiner Eignung für seine nächste Aufgabe, für seinen Beruf, sprechen demgemäß von einem guten oder schlechten Dichter, Sänger, einem guten oder schlechten Verwalter, Arzt, Kaufmann, einem guten oder schlechten Staatsmann. Überall ist das Entscheidende, ob er die ihm gesetzte Aufgabe erfüllt oder nicht.

Und der Mensch als Mensch, wann ist er gut, wann schlecht? Die Antwort ergibt sich nach dem Gesagten von selbst: wenn er der Aufgabe, die ihm als Menschen gesetzt ist, gerecht wird. Wir haben ja die Überzeugung, daß jeder Mensch über seine besondere Berufsarbeit hinaus, ja durch seine Berufsarbeit eine Aufgabe zu erfüllen hat, die ihm erst den Ehrennamen Mensch verdient, eine Aufgabe, die bis zu einem gewissen Grade allen Menschen gemeinsam ist, die nicht abhängt von Geschlecht und Stand und Besitz und Stellung, die allem menschlichen Schaffen zugrunde liegt, ja diesem erst Sinn und Wert verleiht. Gut und Schlecht am und im Menschen entscheidet sich nach Einstellung zu dieser Menschenaufgabe, zu diesem Lebensziel, das allen Menschen gesetzt ist. Die Frage nach der Lebensaufgabe, nach dem Wesensziel des Menschen, nach dem Sinn des Menschenlebens erscheint so als die Grundfrage unseres ganzen Seins, sie muß vor und über allen anderen Fragen beantwortet werden, wenn wir unser Dasein als vernünftige Wesen regeln wollen. Erst dadurch erhält auch die uns umgebende Welt ihre Erklärung, erst dadurch gewinnen wir selbst die feste Grundlage für eine vernünftige Weltanschauung.

Welches ist dieses Menschen- und Menschheitsziel? Es muß etwas für die Menschen aller Zeiten Gemeinsames, Gleichbleibendes, Absolutes, weil im Wesen des Menschen Verankertes sein, ein Wert über allen andern Werten, der unter allen Umständen seine Geltung behauptet, der alle

menschlichen Kräfte und Talente weckt, Mut und Ausdauer einhaucht, dem Einzel- wie Gemeinschaftsleben Sinn und Inhalt gibt und es verdient, daß dafür alle Lebensgüter, ja selbst das Leben eingesetzt und geopfert werden. Welches ist dieses Menschheitsziel? Was ist der Sinn des Menschenlebens?

Man hat sich daran gewöhnt, die Antwort von der Religion zu erwarten und zu fordern; viele kennen nur diese Antwort und richten ihr Leben gläubig darnach ein. Tatsächlich erheben alle höher stehenden Religionen den Anspruch, diese Frage kraft göttlicher Offenbarung deutlich und endgültig gelöst zu haben. Insbesondere das Christentum beansprucht für seine Deutung des Menschenlebens unbedingten Glauben. Es ordnet den Menschen, den ganzen Menschen, in das Gesamtgeschehn der zeitlichen Schöpfung ein, die es in ihrem Ursprung und Werden auf ein zeitloses Wesen zurückführt, sucht aber Abschluß und Vollendung des Menschenlebens über diesem vergänglichen Zeitgeschehn und wertet das ganze irdische Leben sub specie aeternitatis, im Lichte eines andern, ewigen Lebens, das ein Ende ohne Ende bedeutet. Solange das Abendland geeinigt war in der christlichen Überzeugung, war die Frage der Weltanschauung für die Christenheit keine Frage, sondern bis in alle Einzelheiten für alle ohne Unterschied gelöst. Hier geht es mehr als um Wissen um inneres Gotterleben; die äußere, die große Welt tritt in den Hintergrund vor der kleinen Welt, die von allem Irdischen allein Ewigkeitswert beansprucht, vor der unsterblichen Menschenseele. Wer möchte leugnen, daß die christliche Welt- und Lebensauffassung, gestützt auf den Glauben an eine göttliche Autorität, nicht nur Überzeugungs-, sondern auch reiche Lebenskraft in sich trug und trägt! Als Edelreis aufgepropft auf junge, gesunde Völkerstämme, hat die christliche Wahrheit köst-

liche Früchte gezeitigt: gottesfürchtige, selbstlose, arbeitsfrohe, leidensstarke Menschen und Völker. Sie ist Erzieherin zu einer festgegründeten Sittlichkeit, Weckerin edelsten Opfermutes. Nährerin wahrer Lebensfreude, Trösterin in aller Lebensnot und Schöpferin erhabenen Heldentums bei Mann und Frau gewesen und ist es heute überall dort, wo Christentum nicht bloßes Bekenntnis, sondern Leben ist.

Das Abendland hat Jahrhunderte durchlebt, in denen Leben wie Wissenschaft sich in der fast von keinem Zweifel getrüben Luft dieser christlichen Weltanschauung bewegte. Es war das sog. Mittelalter, da das Christentum im Schoße der e i n e n katholischen Kirche die jugendlichen Völker Europas äußerlich und innerlich beherrschte, so daß selbst die Deutung der Naturrätsel aus religiösen Lehren geschöpft wurde. Damals waren die verhältnismäßig wenig entwickelten Naturwissenschaften überbaut von einer einheitlichen Metaphysik, die fast widerspruchslos zu Füßen des Griechen Aristoteles, des „Meisters aller, die wissen“ (Dante, Inferno 4, 131), saß. Die Philosophie aber fühlte sich, obwohl die Wege natürlicher Erkenntnis verfolgend, durchwegs als ancilla theologiae, in ihren Höhenpfaden geleitet von jenem Licht, das noch unmittelbarer aus dem göttlichen Licht der Wahrheit zu fließen schien, als das natürliche Licht der Vernunft. Der göttlichen Offenbarung, wie sie durch Christus der Welt geworden und durch die Kirche — damals e i n e r Kirche — der Welt vermittelt wurde, beugten sich alle, auch die Männer der Wissenschaft; war doch das Christentum ihre eigene, tiefinnerste Überzeugung. Glauben und Wissen waren ineinander, wie im Leben, so in der Lehre, verwachsen. Die Menschheitsfragen, ob sie vom Theologen oder Philosophen oder Naturwissenschaftler gestellt wurden, fanden immer die gleiche Antwort, die für Gelehrt und Ungelehrt Wegweiser für Lehre

und Leben war. Diese selbstverständliche Einheit der Wissenschaften und deren harmonische Verbindung mit der christlichen Lebensanschauung war allgemein für die einzelnen wie für die Völker gegeben durch die alles beherrschende Macht der katholischen Überzeugung. Es gab keine offenen Gegensätze zwischen Glauben und Wissen, ja es war schwer zu unterscheiden, was der Gebildete in seiner Weltanschauung dem religiösen Glauben, was er der wissenschaftlichen Untersuchung entlehnte. Jedenfalls deckten sich beide vollständig. Averrhoismus und Ockamismus seien nicht übersehen, aber im allgemeinen galt: Ein Glaube, eine Philosophie, eine Weltanschauung!

Renaissance und Reformation haben diese Lehr- und Lebenseinheit zersprengt, als sie die unbedingte Autorität der Kirche, ja des Christentums in weiten Kreisen erschütterten. Die menschliche Vernunft, in freier Forschung neben, ja über das Dogma gestellt, suchte und fand neue Wege. Sie bereicherte das Wissensgut in staunenswerter Weise, machte aber auch nicht Halt vor jenen Wahrheiten und Werten, welche auch an den hohen Schulen bis dahin als unantastbar angesehen worden waren. Aus religiösen Dogmen wurden Probleme, die von dem einen so, von dem andern anders gelöst wurden. Nichts erschien zu hoch und heilig, das nicht in Frage gestellt werden konnte, ja im Zeichen der wissenschaftlichen Voraussetzungslosigkeit in Frage gestellt werden mußte. Die europäische Geistesgeschichte der letzten Jahrhunderte gleicht einem Trümmerhaufen, aus dem kaum die eine oder andere Säule unbeschädigt hervorragt. Es erweiterten und vertieften sich die Einzelerkenntnisse, soweit sie durch systematische Versuche erschlossen und bestätigt werden konnten, aber es verwirrten sich die Begriffe und Erklärungen, wo immer man dem Wesen der Dinge näher zu kommen trachtete.

Das traf natürlich vor allem die eigentlichen Geisteswissenschaften, voran die Philosophie; Schon in den Vorfragen setzte der Zweifel ein. Objektive Wirklichkeit der Erkenntnisse? Dasein eines geistigen Prinzips? Möglichkeit, über die äußere Erscheinung hinauszukommen? Absolute Denk- und Lebensgesetze? Nichts, was nicht bezweifelt und bekämpft worden wäre. Meinungen gegen Meinungen, Systeme gegen Systeme. Ein Glück, daß das Leben nicht auf die Ergebnisse der zünftigen Philosophie wartete, sondern unbeirrt von dem Für und Wider der Wissenschaft das Selbstverständliche als selbstverständlich behandelte. Aber für weite Kreise war das Endergebnis eine tiefgehende Unsicherheit, auch in den wichtigsten Menschheitsfragen.

In einer Rektoratsrede zu Leipzig (1872) hat einer der Großen auf dem Felde der Naturforschung, Emil Dubois-Reymond, resigniert erklärt: „In bezug auf die Rätsel der Körperwelt ist der Naturforscher längst gewöhnt, mit männlicher Entsagung ein Ignoramus auszusprechen. In Rücksicht auf die durchlaufene siegreiche Bahn trägt ihn dabei das stille Bewußtsein, daß, was er jetzt nicht weiß, er wenigstens unter Umständen wissen könnte und dereinst wissen wird. In bezug auf die Rätsel aber, was Materie und Kraft seien und wie sie zu denken vermögen, muß er ein für alle Mal zu dem viel schwerer abzugebenden Wahrspruch sich entschließen: Ignorabimus!“ Dieses Ignoramus und Ignorabimus, mit dem sich seinerzeit die englischen Volksrichter bei zweifelhaften Fällen behelfen, ist heute vielfach zur Antwort der Ehrlichsten geworden, wo immer es sich um geistige Probleme handelt, von der Tatsache des Lebens angefangen bis zu allen Fragen der Weltanschauung. Man begnügt sich immer mehr, nur Tatsachen festzustellen, ohne den Mut zu finden, daraus allgemeine Schlüsse abzuleiten. Das ist natürlich ein schwan-

kender Boden für alle geistigen Probleme, die über die bloße Induktion hinausgreifen und auf Grund der logischen Folgerungen zu allgemeinen Gesetzen und Forderungen vorzudringen suchen, wie es gerade für die Zielsetzung des menschlichen Lebens und eine allgemeine Bewertung der Lebenserscheinungen, mit einem Worte für eine allgemeingültige Welt- und Lebensanschauung unerläßlich ist.

In seiner sarkastischen Art hat H. Heine im „Buch der Lieder“ die Lage geschildert:

Am Meer, am wüsten mächtigen Meer
Steht ein Jüngling — Mann,
Die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,
Und mit durstigen Lippen fragt er die Wogen:
O löst mir das Rätsel des Lebens,
Das qualvolle, uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andere
Arme, schwitzende Menschenhäupter.
Sagt mir: Was bedeutet der Mensch?
Woher ist er gekommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen? —
Es murmeln die Wogen ihr ewiges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und — ein Narr wartet auf Antwort.

(Menschenzweck.)

Es ist einem Dichter nicht arg zu verübeln, wenn er lieber vom Meer als von seiner denkenden Vernunft Antwort heischt auf Fragen, die jeden Menschen innerlichst bewegen müssen. Tatsache ist, daß all die gelehrten „Menschenhäupter“ bis heute darauf keine einheitliche

Antwort gegeben haben, wie ein flüchtiger Rückblick auf die letzten Jahrhunderte deutlich beweist.

Sinn des Menschenlebens? Man sollte meinen, daß die Menschheit in ihrem vieltausendjährigen Wandern über diesen Planeten auf diese Grundfrage ihres Daseins eine einstimmige Antwort gefunden hätte, die nun all ihr Tun und Lassen bestimmt. Was erleben wir statt dessen? Ein Gewirr von Stimmen dringt aus dem Tempel der Wissenschaft: Epikuräer, die das Glück des einzelnen, Stoiker, die das Ringen nach Tugend als menschliche Lebensaufgabe vertreten, Skeptiker, die überhaupt auf eine Antwort verzichten, Individualisten, die in der harmonischen Pflege der eigenen Menschlichkeit, einer hochgesteigerten, reifen Persönlichkeit, in der größtmöglichen Verwirklichung des Göttlichen bis zum „Übermenschen“ das höchste Ziel des Menschen erblicken, Gemeinschaftsschwärmer, die im einzelnen nichts, alles aber in der Gemeinschaft sehn und von dem ständigen Aufstieg der Menschheit bis zu einem irdischen Paradiese träumen; Volk, Staat, Menschheit sind ihnen Götter, in deren Dienst der einzelne sich zu opfern hat. Andern ist das Leben selbst das Lebenshöchste, das Ewige, das Göttliche, an dessen unerschöpflichem Schaffensdrange jeder dienend, opfernd teilzunehmen hat, bis der Tropfen, der sich vorübergehend aus der unendlichen Lebensfülle gelöst und im Menschen seiner selbst bewußt geworden, wieder untersinkt ins Meer des All, um in neue Strömungen geleitet zu werden. Es ist nur eine leichtbegreifliche Folge dieser Gedankenverwirrung, wenn die Meinung auftaucht, es habe keinen Sinn, nach dem Sinn des Menschenlebens zu fragen, man wolle denn zugestehn, daß das Menschenleben nicht zu verstehn, ein Unsinn sei.

Uns aber interessieren hier nicht die verschiedenen, einander widersprechenden Lebensdeutungen, uns ist wichtig eines festzustellen: Die Wissenschaftler unserer Zeit,

als Ganzes gesehn, haben keine einheitliche Lebensdeutung, kennen keine sichere Weltanschauung. „Ein Urwald sind wir, in dem die Einheit der nationalen Bildung fast verloren gegangen ist.“ (Max Scheler, Die Formen der Bildung und des Wissens. 1926, S. 6.) Das Übel wird dadurch vermehrt, daß auch die frühere Einheit der religiösen Überzeugung gerade in gebildeten Kreisen verloren gegangen ist, daß also die Wissenschaft in ihrer Not nicht vom religiösen Gesamtbewußtsein Ersatz erwarten kann.

II.

Damit ist nun die Grundlage geboten zur Beantwortung der Frage: *U n i v e r s i t ä t* und Weltanschauung.

Die Universität ist ein Spiegelbild unserer Zeit im Guten und im Bösen. Sie teilt mit ihr den sicheren Besitz eines überwältigend ausgebauten Experimentalwissens, das sie selbst zum größten Teil begründet und bereichert hat, sie leidet auch mit ihr unter der Zerrissenheit, die unsere Geisteswissenschaften kennzeichnet. Mehr noch, sie ist vielfach der Ausgangspunkt dieser babylonischen Verwirrung, daß einer den andern nicht mehr versteht. Auf ihrem Boden ist, seitdem man die Einzelvernunft als souverän erklärte, das Unkraut der Skepsis in die Höhe geschossen. Man hat die schrankenlose Denkfreiheit auf den Thron der modernen Hochschule erhoben. Originalität um jeden Preis! wurde auch in den Geisteswissenschaften zur Tageslosung. Ein eigenes System auf- und auszubauen, war das wissenschaftliche Lebensziel. Nicht das Weiterbauen auf gelegten Grundmauern, sondern das Niederlegen des Aufgebauten, das von Grund aus Anfangen gab Ehre und Anseh'n. Wer etwas gelten wollte, mußte alles auf neue Grundlagen stellen oder bekannten Dingen wenigstens

neue Namen geben. Nicht einmal die Fachausdrücke blieben unberührt. Wie anders ging da die alte Philosophie vor! Wer in ihre Hallen eintrat, fand sich und findet sich bald zurecht, mochte auf der Lehrkanzel Thomas von Aquino, Bonaventura oder selbst Duns Scotus sitzen. An neuen Systemen war oft gerade das Verstehn der neuen Worte das Schwierigste; einmal soweit, war oft nicht mehr viel zu finden, was nicht auch ein anderer und vielleicht besser gesagt hätte.

Die Tatsache dieser geistigen Verwirrung steht greifbar vor aller Augen. Die schlimmen Folgen für das Geistesleben an der Universität konnten nicht ausbleiben, zumal in Fragen der Weltanschauung. Moderne Universität und Weltanschauung, wie verhalten sie sich zu einander?

1. Über dem Eingang der modernen Universität steht das Wort, das unter dem Rektorat des Theologen Hermann Schell über dem Portal des neuen Universitätsgebäudes in Würzburg eingemeißelt wurde: Veritati! W a h r h a f t i g k e i t ist die Seele der modernen Universität. Gerade der Wahrheit zuliebe glaubte man sich von allen Bindungen der Vergangenheit loslösen zu müssen. Ihr zuliebe fürchtet man nichts mehr, als unhaltbare Voraussetzungen, schädliche Vorurteile, ihr zuliebe läßt man es sich nicht verdrießen, die Grundlagen der Geisteswissenschaften immer wieder bloßzulegen und Stein für Stein, von den untersten angefangen, auf volle Haltbarkeit nachzuprüfen. Man verehrt die Voraussetzungslosigkeit geradezu als obersten Schutzgeist des wissenschaftlichen Betriebes, obwohl man bald einsehn mußte, daß sie wenigstens auf dem Boden mancher Geisteswissenschaften eine ideale, nie zu verwirklichende Forderung ist. Bedeutet doch Freiheit des Denkens, Voraussetzungslosigkeit „nichts anderes als das Bestreben, alle jene Einflüsse zu brechen und fernzuhalten, welche kein

Wahrheitsrecht haben, weil sie nicht Tatsachen oder tatsächlich begründet sind, weil sie nur Einbildungen, Denkgewohnheiten oder oberflächliche Deutungen der Sinnesindrücke oder anderer Eindrücke, wie z. B. geschichtlicher Urkunden oder religiöser Quellenschriften, sind. Allerdings nicht alles, was man mancherorts für ein Vorurteil hält, ist ein solches; es kann z. B. das verhängnisvollste Vorurteil werden, daß man etwas als durchaus unzulässig vor jeder Prüfung ablehnt und ausschließt vor aller Prüfung der Tatsachen und des logischen und empirischen Rechtes, während es sich bei exakter und wirklich vorurteilsloser Untersuchung vollkommen rechtfertigt. Solche Vorurteile stehn gewöhnlich als Grunddogmen zum Schutze vor den Toren philosophischer Weltanschauungen, wie die Obelisken an den Tempeln der ägyptischen Götter“. (H. Schell, Der Katholizismus als Prinzip des Fortschrittes. 1927, S. 24.) Man ist im Wahrheitsfanatismus bekanntlich soweit gegangen, daß man mit Lessing nicht den ruhigen Besitz der Wahrheit, sondern das Forschen, das Ringen nach Wahrheit selbst als alleiniges Ziel wahrer Wissenschaft erklärt hat, eine merkwürdige Umkehrung der Lebenswerte.

Hier wurden die vernünftigen Grenzen offenbar überschritten, aber der hohe Ernst, die unbedingte Ehrlichkeit, das unverdrossene Wahrheitsstreben, das darin zum Ausdruck kommt, schaffen ohne Zweifel günstige Bedingungen, wenn es sich darum handelt, Weltanschauungsfragen, also jene ernstesten Lösungen zu versuchen, die dem Sein des vernünftigen Menschen die Richtung weisen sollen. Und man sollte meinen, daß auf diesem Wege ehrlichen Wahrheitsstrebens sich nach und nach alle auch in Fragen der Weltanschauung näher kommen müßten, die jetzt noch getrennte, ja entgegengesetzte Wege verfolgen. Es ist das Wort eines christlichen Glaubenszeugen der Urkirche, des Völkerapostels Paulus: „Wir vermögen nichts gegen die

Wahrheit, sondern nur für die Wahrheit." (2. Kor. 13, 8.) Wer an diese siegreiche Kraft der Wahrheit glaubt, die sich durch alle Zweifel und Irrtümer den Weg bahnt, wird es unsern Hochschulen danken, wenn sie die Jugend zur Wahrheitsliebe, zur inneren Ehrlichkeit erziehn.

Die Wahrheit kann natürlich nur eine sein. Gerade der religiöse Mensch lebt der festen Überzeugung, daß es zwar einen doppelten Weg göttlicher Offenbarung gibt, durch die Vernunft in jeder Menschenseele einerseits, durch den Mund gotterleuchteter Menschen andererseits, daß es aber nur eine Wahrheit geben kann, also Vernunft-erkenntnis und positive Offenbarung sich schließlich begegnen und versöhnen müssen, mögen sie auch zeitweise einander zu widersprechen scheinen. Ex umbris et imaginibus in veritatem — sagt der Grabstein des englischen katholischen Konvertiten und Kardinals John Newman. Wahrheitssinn und innere Ehrlichkeit, wie sie die Universität als Grundstimmung der Gebildeten pflegt, müssen auf die Dauer durch Schatten und Nebelbilder zur Klarheit in Weltanschauungsfragen führen.

2. Sie werden auch einen Feind aus dem Felde schlagen, der den Ernst des inneren Lebens tödlich bedroht, die Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit hinsichtlich der wichtigsten Probleme des Menschenlebens. Es ist leider keine seltene Erscheinung: Männer, Frauen, schulmäßig hochgebildet, voll Interesse für die verschiedensten Wissensgebiete, die sich mit den tiefsten Menschheitsfragen gar nicht oder nur flüchtig beschäftigen, ja Gelehrte, die in ihrem Fach sich an genauer Feststellung der Tatsachen nicht genug tun können und von einem wahren Wahrheitsfanatismus auch im Kleinsten beseelt sind, die aber den Fragen der Weltanschauung gleichgültig gegenüberstehen. Das muß zu einer geistigen Verengung, zu einer inneren Spaltung führen; wahre Seelenharmonie ist damit unver-

einbar. Mag sein, daß oft die spezialisierte wissenschaftliche Beschäftigung Lehrern wie Hörern Zeit wie Lust nimmt, über den Kreis des Fachwissens hinauszugreifen, wie denn die Berufsarbeit und das äußere Leben leicht so sehr in Anspruch nehmen, daß dabei die seelischen Probleme in den Hintergrund gedrängt werden. Aber man muß sich doch Zeit nehmen, Mensch, vernünftiger Mensch zu sein, und dazu gehört unbedingt, daß man sich über den Sinn des eigenen Lebens klar und sicher zu werden sucht und nicht wie ein Blinder durchs Leben geht. Der akademisch Gebildete steht da nicht selten hinter dem schlichten Mann des Volkes zurück, der sich Sinn und Ziel des Lebens aufrichtig zu deuten sucht, zumeist auf dem Wege der Religion. Wenn die Universität für innere Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit erzieht, dann dürfen davon die Probleme der Weltanschauung nicht ausgenommen sein. Es kann keine innere Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit geben, wo diese Fragen ganz ausgeschaltet oder offen bleiben. Wahre Bildung ist nicht möglich ohne feste Stellungnahme zu den Grundfragen des menschlichen Lebens, mag sie nun auf religiöser oder auf einer anderen Grundlage erfolgen.

Die Universität erzieht nicht nur zu innerer Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, sie gewöhnt auch, soweit es ihr gelingt, die Hörer an ernste wissenschaftliche Arbeit, an treue Hingabe und Aufopferung im Dienste des Wahren, Edlen, Guten. Reifes Wissen und zumal Forschungsergebnisse sind nicht Eintagsfrüchte, wollen vielmehr in langer, unermüdlicher Darangabe erarbeitet sein. Hier stehn durchaus geistige Werte im Vordergrunde und verdrängen materialistische Berechnungen. Das allein schon ist Höherlenkung der Lebensziele, ist Bewertung der Erdengüter nach einer gehobenen Lebensauffassung. Jugendzeit, Jugendfreiheit, Jugendfreude, im Dienste der Wahrheit und

des Wissens eingesetzt und geopfert — die segensreichen Folgen auch für die übrige Lebensanschauung werden zu meist deutlich zu verspüren sein.

3. Aber auch inhaltlich hat die Universität mit ihrer vielseitigen wissenschaftlichen Tätigkeit in Fragen der Weltanschauung gar vieles zu bieten. Weltanschauung muß auf verlässlichen Kenntnissen aufgebaut sein. Mag sie in der Jugendzeit gläubig aufgenommen werden, je reifer der Mensch, desto ernster wird er die Tatsachen nachprüfen, worauf sie sich stützt. Es ist nicht so, daß Weltanschauung rein intuitiv oder gefühlsmäßig dem einzelnen zuwächst; selbst die Hauptreligionen gehn von geschichtlichen Ereignissen aus, stützen sich auf religiöse Urkunden, erweisen ihre Existenzberechtigung aus der Geschichte. Die Glaubenswissenschaft, als welche man die Theologie bezeichnen könnte, erschöpft sich nicht mit der Dogmatik, mit Darlegung der Glaubenswahrheiten; es ist ein langer Weg bis zum formulierten Dogma, und die Pflastersteine dieser Straße — Praeambula fidei genannt — müssen von mancherlei Wissenschaften zusammengetragen und erneuert werden. Hier eröffnet sich das unübersehbare Gebiet der Bibelwissenschaften — der theologische Doktor weiß ein Lied davon zu singen —, hier meldet sich die Fundamentaltheologie zu Wort, die mit philosophischen Einführungen in das Wesen der Religion anhebt und mit dem Nachweis der geschichtlichen Persönlichkeit Christi und seiner Kirchengründung abschließt, hier sind all die geschichtlichen und rechtlichen Fragen zu erledigen, die mit der Entfaltung der Weltkirche innerhalb von 18 Jahrhunderten verbunden sind. Wahrhaftig ein reicher Born von Wissen, der zum Teil gespeist wird aus den Quellen mannigfachen weltlichen Wissens. Es gibt keine andere Wissenschaft, die so viele Beziehungen zu anderen Wissenszweigen aufweist wie gerade die Glaubenswissenschaft, die Theologie.

Sie alle leisten ihr wertvolle Dienste. Und wenn auch diese Wissenschaften vor dem Heiligtum des religiösen Glaubens haltmachen müssen, so sind sie doch seine Wegbereiter. Jede, auch die religiöse Weltanschauung des Gebildeten muß Rechnung tragen dem äußeren Weltbilde, das die Wissenschaft einer Zeit vor aller Augen stellt. Weltanschauung baut ja nicht im luftleeren Raum, sondern für die Menschen einer bestimmten Zeit, die Menschen einer bestimmten wissenschaftlichen Bildung und muß dieser gerecht werden. Die sicheren Ergebnisse der Wissenschaft müssen in einer tiefangelegten Weltanschauung Platz haben, ja die Weltanschauung wird durch sie gefestigt und bereichert. Die wissenschaftliche Arbeit der Universität kommt also auch der Grundlegung und dem Inhalte der Weltanschauung zugute. —

So sind denn die Dienste, welche auch die moderne Universität der Weltanschauung leistet, nicht zu unterschätzen. Allerdings wenn die Kernfrage gestellt wird: Hat die Universität von heute eine einheitliche wissenschaftlich begründete Weltanschauung zu geben? — so muß die Antwort leider lauten: Nein, die moderne Universität hat keine bestimmte, von allen anerkannte Weltanschauung zu geben. Und warum? Weil sie selbst eine solche nicht hat.

Möglich, daß bei diesem harten Wort einer, der von der Wissenschaft alle Hilfe erwartet, mit Faust in die bittere Klage ausbricht:

„O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen!
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.“

Das darf nicht hindern, der harten Wirklichkeit Zeugnis zu geben, und diese ist mit den Worten gekennzeichnet:

Die heutige Universität hat keine einheitliche Welt- und Lebensanschauung zu geben. Man verstehe das recht. Nicht vom einzelnen Universitätslehrer ist da die Rede, sondern von der Universität als Ganzem. Vom einzelnen Universitätslehrer darf man erwarten, daß er für sich eine feste Lebensmaxime gefunden hat und daß er von hier aus, soweit sein Wissenszweig es erlaubt, auch seine Lehrtätigkeit befruchtet. Aber das ist nicht Sache der Universität als solcher, diese ist auf keine Weltauffassung festgelegt.

Wodurch denn auch? In ihrem weiten Gehege bewegen sich zahlreiche Wissenschaften, die, wenn sie in den Grenzen ihrer eigenen Forschungen bleiben, nicht in der Lage sind, hinsichtlich der Weltanschauungen eine Entscheidung zu fällen. Zwei Fakultäten zählen ganz hiezu, die medizinische und die naturwissenschaftliche Fakultät; das Körperliche fällt in ihren Bereich, mehr nicht. Die juridische Fakultät stößt vielfach auf Weltanschauungsfragen, setzt aber deren Lösung voraus. Bleiben übrig die theologische und die philosophische Fakultät. Auch bei diesen scheidet eine Reihe von Wissenszweigen aus, etwa bei der Philosophie die gesamte Sprachenkunde der alten und neuen Zeit, bei der Theologie die Hilfswissenschaften. Die organische Verbindung der theologischen Fakultät mit der Universität bedeutet an sich kein Bekenntnis dieser zu einer Weltanschauung. Die deutschen Universitäten legen bis heute im Gegensatz zu den romanischen Zeugnis für die grundlegende Bedeutung der Religion im allgemeinen und des Christentums im besonderen für Volksbildung und Volksleben ab, indem sie in ihrem Rahmen die theologischen Fakultäten aufrechterhalten. Noch der 4. deutsche Hochschultag in Darmstadt (1925) erklärte, daß er das Verbleiben der theologischen Fakultäten „um der Universitas und um der Volksgemeinschaft

willen für unumgänglich halte“. Die weltanschauliche Haltung der Universität aber ist dadurch nicht festgelegt. Noch weniger durch die gelegentliche Teilnahme an religiösen Feiern, die einen spärlichen Rest der allgemeinen Beteiligung darstellt, wie sie bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts Universitätssitte war.

Wenn wir nun in Theologie und Philosophie jene Lehrstühle ins Auge fassen, auf denen Weltanschauungsfragen fachgemäß behandelt werden, so bezeugt uns schon der enge Kreis der Hörer, die zu Füßen jener Lehrer sitzen, daß deren wissenschaftliche Ergebnisse nicht als allgemeines Bildungswissen, sondern auch nur als Fachwissen gewertet und verwertet werden. Sie dringen nicht über den eigenen Hörsaal hinaus und bestimmen nicht den Charakter der Hochschule. Eine Möglichkeit, sie für weitere Kreise fruchtbar zu gestalten, wäre gegeben durch die Vorschrift an unseren Hochschulen, daß die ordentlichen Professoren jedes dritte Semester aus ihrem Fachgebiete ein Collegium publicum zu lesen haben, das allen Fakultäten zugänglich sein sollte. Aber diese Bestimmung hat bekanntlich sich nicht eingelebt, die Collegia publica spielen im Leben unserer Universitäten keine entscheidende Rolle mehr. Gesetzt aber den Fall, es würde von dieser Seite der Versuch unternommen, Weltanschauung als Bildungswissen in weite Kreise der Universität zu tragen, wäre das die Weltanschauung der Universität? Sie bliebe immer die Anschauung einzelner Lehrer, der morgen widersprochen werden könnte. Das ist zwar an der theologischen Fakultät nicht zu befürchten, um so mehr aber an der philosophischen. Hier steht heute System gegen System, ja es wäre ganz gut möglich, daß zu gleicher Zeit an der gleichen Fakultät ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Leitgedanken vertreten würden. Wie breit da die Meinungen auseinanderklaffen,

war deutlich bei dem internationalen Philosophenkongreß zu beobachten, der kürzlich in Prag abgehalten wurde.

Also Weltanschauung der Universität? Die Universität als solche bekennt sich zu keiner. Sie ist hierin nicht reicher als die heutige Zeit, wenn auch nicht ärmer. Sie bietet eine unübersehbare Fülle von Kenntnissen, aber einen allgemein anerkannten Welt- und Wertmesser hat sie leider nicht zu bieten.

III.

Was bleibt also zu tun? Gibt es ein Mittel, Fachwissen und Bildungswissen an den Universitäten einander wieder näher zu bringen, so daß für alle Fakultäten die Quellen, aus denen eine geschlossene Weltanschauung gespeist werden kann, wieder reichlicher fließen?

Die folgerichtigste und gründlichste Lösung haben ohne Zweifel jene versucht, die das Universitätsstudium auf einer bestimmten, etwa der k a t h o l i s c h e n, Weltanschauung aufzubauen suchten, wie es im neuen Codex Juris Canonici (1917) überall dort empfohlen wird, wo „die öffentlichen Universitäten nicht von der katholischen Lehre und Denkungsart durchdrungen sind“ (Can. 1379, § 2). Katholische Universitäten mit allen Fakultäten bestehn bisher nur zwei (Löwen, Freiburg i. d. Schweiz), die übrigen (Lille, Angers, Toulouse, Paris, Nimwegen, Kowno, Lublin, Mailand, Washington, Manila) haben nur einzelne Fakultäten. Wie immer man darüber vom Standpunkt der freien Forschung denken mag, in der Linie der einheitlichen Bildung wird man die Folgerichtigkeit nicht bestreiten können, Wissen und Weltanschauung werden so tatsächlich in lebendige Verbindung gebracht. Wer davon überzeugt ist, daß es zwischen seinem religiösen Bekenntnis und irgendwelchen sicheren Ergebnissen der Wissenschaft einen dauernden Gegensatz nicht geben kann, wird diese Lösung als richtig

befürworten; denn er wird nicht befürchten, daß das enge Zusammengehörn der gesunden Forschung abträglich werden könnte. Allerdings sind auch da nicht alle Schwierigkeiten behoben. Es bleibt immerhin möglich, daß der einzelne Forscher trotz aller Ehrfurcht vor der kirchlichen Autorität zeitweise eine volle Übereinstimmung zwischen seinem wissenschaftlichen und seinem religiösen Gewissen im Einzelfall nicht zu finden vermag, zumal bei Problemen, wo es sich nicht um exakte, nachprüfbare Tatsachen, sondern mehr um eine intuitive, die Gegebenheiten zusammenfassende Lösung handelt. In solchen Fällen ist der religiösgläubige Forscher an das Kreuz seiner Wahrheitsliebe geheftet, und es kann geraume Zeit vergehn, bis er von diesem Kreuz herabgenommen wird. Es steht bei seinem Gewissen, wieweit er sich zeitweilig mit einem Non liquet zufrieden geben kann. Außerdem wird man zugestehen müssen, daß konfessionelle Universitäten doch nur einen beschränkten Kreis von Lehrern und Hörern erfassen, das Problem also nicht in seinem ganzen Umfange gelöst wird; für die meisten Universitäten kommt diese Lösung nicht in Frage.

An diese Lösung erinnern Versuche, die neuestens von s t a a t l i c h e r Seite angestellt wurden, um die vermißte Einheit der Wissenschaften auf einem gemeinsamen Boden herzustellen (Italien, Deutsches Reich, Sowjetunion). Auch da spricht man von „Weltanschauung“. Näher zugesehn zeigt sich nur eine einheitliche nationale, politische, soziale Grundauffassung, die der Staat einer Religion vergleichbar allen Hochschulangehörigen einprägen möchte unter starker Betonung aller jener Wissens-elemente, die diese Lebensanschauung stärken können. Der nationalsozialistische Staat z. B. sucht durch die Universität wenigstens e i n e Einheit, die Einheit der völkischen Anschauungen und Bestrebungen, zu erzielen und die Jugenderziehung an gewisse ge-

meinsame Leitsätze biologischer, volklicher, politischer und ethischer Natur zu binden. Er betont dabei die Volksverbundenheit der Wissenschaft so sehr, daß er eine allen Völkern gleiche, absolute Wissenschaft in Abrede stellt. Darauf näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Man wird dabei wohl unterscheiden müssen zwischen den rein experimentellen und den Geisteswissenschaften. Auch die ersteren können natürlich einer tieferen geistigen Begründung nicht entbehren, und hier können die Meinungen auseinander gehn, aber soweit das Experiment reicht, ist doch eine Gleichmäßigkeit der Ergebnisse anzuerkennen, die eine von Volk und Zeit unabhängige Wissenschaft ermöglicht. Anders ist es auf dem Gebiete der eigentlichen Geisteswissenschaften. Wie sehr sich hier die Volksverbundenheit geltend macht, dafür liefert gerade die Geschichte dieser Wissenschaften reiche Belege. Aber auch innerhalb des gleichen Volkes finden sich da alle Arten von auseinanderstrebenden und gegensätzlichen Meinungen. Wir fallen wieder in die Zeit der staatlich genehmigten und vorgeschriebenen Lehrbücher an den Universitäten zurück, wenn wir an die Stelle des sittlichen und wissenschaftlichen Gewissens der Lehrer die staatlich genehmigte „Weltanschauung“ setzen wollen. Nebenbei gesagt: ein solches wissenschaftliches Staatsmonopol kann sich bei den wechselnden politischen Verhältnissen leicht gegen jene kehren, die es eingeführt haben.

Man hat noch andere Mittel versucht, um das Interesse für Weltanschauungsfragen bei den Hörern der Hochschulen zu wecken und zu vertiefen. Man hat früher im Deutschen Reich (katholische) *Weltanschauungsprofessuren* für solche Wissenszweige errichtet, für welche die Weltanschauung des Lehrers ins Gewicht fällt, wie Philosophie, Geschichte und Literatur. Man hat im neuen Österreich Weltanschauungs-Publica eingeführt und

allen Hörern als Pflichtvorlesungen auferlegt, etwa so, wie bei uns die Studierenden der Rechte vor der rechts-historischen Staatsprüfung eine Vorlesung aus dem Gebiete der Philosophie zu hören haben. Insofern damit nur bequeme Gelegenheit geboten wird, sich über Weltanschauungsfragen gut zu unterrichten, kann dagegen ein Einwand nicht erhoben werden. Es ist abzuwarten, welche Erfolge mit solchen Zwangsvorlesungen erzielt werden; sie müßten in ein Ganzes von geeigneten Erziehungsmaßnahmen eingebaut sein. Nach den bei uns noch bestehenden Vorschriften wäre es Sache der Lehrer der Theologie oder Philosophie, solche Publica abzuhalten.

Ein Reformvorschlag, der nur zum Teil von weltanschaulichen Erwägungen ausgeht, vielmehr das Gesamtprogramm der Universität im Auge hat, spricht von einer für alle Hörer gemeinsamen *Erziehungsstufe* an der Universität, die erst allmählich dem bloßen Fachwissen Platz machen soll. Man denkt da wohl an die heutigen englischen Universitäten Oxford und Cambridge, die ihre Hauptaufgabe nicht in der fachlichen Vorbereitung und Ausbildung erblicken — diese bleibt der späteren praktischen Einführung durch die Berufsinnungen vorbehalten —, sondern in der allgemeinen Bildung des heranreifenden jungen Mannes sehn, in seiner Charakterbildung, seiner Erziehung zum geistigen Führer des Volkes. Hier hat sich übrigens auch der christliche Grundton der Erziehung erhalten. Daß unsere Universität trotz der Menge von Vorlesungen und Übungen einem großen Teile ihrer Hörer an *allgemeiner* Bildung recht wenig bietet, vielfach weniger als die Mittelschule, wird angesichts der Knappheit der Zeit und der vielfältigen wissenschaftlichen Inanspruchnahme der Hörer als ein notwendiges Übel hingenommen. Im Vordergrund steht die Berufsvorbereitung, nicht die allgemeine Geistesbildung. Es ist ja nicht einmal üblich,

daß der Hörer einer Fakultät, etwa der juristischen oder philosophischen, durch enzyklopädische Einführung eine Übersicht auch nur über das ganze Wissensgebiet der Fakultät erhält und so für die Einzelfächer vorbereitet wird; mit dem übrigen Geisteswissen kommt er erst recht nicht in Fühlung. Es besteht allerdings die Möglichkeit an allen Fakultäten, in Prag sogar an zwei Universitäten zugleich, zu inskribieren, aber man weiß, wie wenig Gebrauch davon gemacht wird. Eine für alle Fakultäten gemeinsame geisteswissenschaftliche Vorstufe, nicht aufgebaut auf dem Pensumwissen der Mittelschule, sondern auf dem lebendigen Interesse der Hochschüler, würde ohne Zweifel die Allgemeinbildung des Hochschülers heben und vertiefen. Sie setzt aber voraus, daß nach anderen Seiten eine Entlastung des Universitätsstudiums, etwa die Verschiebung eines Teiles der praktischen Ausbildung auf die Nach-Universitätsjahre, Platz griffe bei Ausbau eigener Institute für die spezialisierte wissenschaftliche Forschung. Eine diesbezügliche Studienreform dürfte an keiner Fakultät vorübergehen. Sie würde auch der Vertiefung der Weltanschauung zugute kommen.

Gegenwärtig ist die Universitätsjugend größtenteils auf sich selbst angewiesen. Sie bringt zumeist von der Mittelschule keine feste Weltanschauung mit, schlimmer, sie hat schon im Kopf eine Welt von Zweifeln, die Frucht der wahllosen Lektüre von Klassikern, Dichtern, Philosophen, Tagespresse, vielleicht auch des Religionsunterrichtes. Man hat Sinn für metaphysische Fragen; der platte Materialismus ist wie in der Wissenschaft so bei der Jugend überwunden. Und so ist man sich oft der Pflicht bewußt, auch in Fragen der Lebensanschauung nach dem Ganzen zu streben. Man liest, man hört, man diskutiert. Verbindungsgemeinschaft, Verkehr mit ernstesten Männern, Lesehallen mit dem mannigfachen Bildungstoff, Besuch von Vorträgen allge-

meinen Inhalts, in einzelnen Fällen Studentenseelsorge sind die Hilfen, die außerhalb des Fachstudiums geboten sind, um den Lebensfragen nachzugehen. Man lauscht gerne innerhalb und außerhalb der Universität den wenigen Lehrern, die sich offen und ehrlich mit solchen Fragen auseinandersetzen. Dieser Eifer unserer Jugend läßt Gutes hoffen, aber er muß erlahmen, wenn ihm nicht die gesamte Volkserziehung unter die Arme greift. Kommandieren aber läßt sich Weltanschauung nicht; selbst wenn sie in jungen Jahren tief eingeprägt wurde, hat sie sich noch im Leben zu bewähren und zu festigen. Und erst recht läßt sich die einheitliche Weltanschauung einer ganzen Gemeinschaft, wie es die Hochschule ist, nicht kommandieren. Sie muß organisch heranwachsen mit der Jugend eines Volkes. Kirche, Schule, Wissenschaft, Kunst und alle Kulturfaktoren müssen daran mitarbeiten. Es scheint, als wären wir heute noch weit davon entfernt, auch nur in Europa wieder zu einer einheitlichen Welt- und Lebensauffassung gleich der früheren christlichen zu kommen. Immerhin müssen alle Ernstgesinnten dahin arbeiten.

Unterdessen wird die Universität sich damit begnügen müssen, in ehrlicher Forscherarbeit Bausteine zu den festen Grundlagen herbeizuschaffen, auf denen sich der Tempel erheben soll, in dem die Menschheit die g a n z e Wahrheit verehren kann. Ihre Aufgabe, auch Weltanschauung zu vermitteln, kann wohl nicht geleugnet werden, ja das Ideal aller Bildungsarbeit, also auch der Universität, ist die weltanschauliche Gemeinschaft. „Es gehört fraglos zu den Aufgaben der Universitäten als der höchsten Bildungsanstalten, sich auch der Probleme der Weltanschauung oder der Bildung anzunehmen. Die Hochschule entspricht nicht ihrer ganzen Aufgabe, wenn sie nur Fachschule ist, und sie kann nicht, was sie doch will und soll, tiefgehende wissenschaftliche Erkenntnis wirken, wenn diese

nicht getragen wird von dem Streben nach einer Weltanschauung. Die sogenannte allgemeine Bildung erschöpft sich nicht in einer gewissen Kenntnis allgemein interessanter Wissensgebiete, sondern sie bedarf, wenn sie nicht nur ein salonfähig machender Anhang zu den wissenschaftlichen Fachkenntnissen sein soll, der Orientierung durch eine Weltanschauung." (R. Seeberg, Das akademische Deutschland, Bd. 3 [1930], S. 166.)

Heute ist allerdings die Universität noch nicht so weit. Die Wissenschaft, so zuversichtlich sie überall sein kann, wo sie der äußeren Welt begegnet, ist bescheiden geworden, wo immer sie auf letzte Gründe und Erklärungen stößt, manchmal zu bescheiden und zaghaft, so daß sie sogar an der Möglichkeit letzter allgemeiner Einsichten zweifelt. Jedenfalls erfährt sie immer wieder, daß die eigentlichen Lebensfragen nicht mit chemischen Formeln und mathematischen Gleichungen, ja überhaupt nicht rein rationell zu lösen sind. Immer wieder wird der moderne Forscher an das Dichterwort erinnert:

Studiere nur und raste nie!

Du kommst nicht weit mit deinen Schlüssen.

Das ist das Ende der Philosophie;

Zu wissen, das wir glauben müssen.

E. Geibel: Juniuslieder, Sprüche.

Der Mann der Wissenschaft — mit ihm die Universität — stößt in Fragen der Weltanschauung an eine Schranke, wo er entweder an einer sicheren Antwort verzweifeln oder glauben muß.

Die evangelischen Berichte erzählen aus dem Erdenwallen Jesu, wie gar manche an seinen überirdischen Lehren Anstoß nahmen und verärgert von ihm gingen. „Und viele verließen ihn und gingen nicht mehr mit ihm.“

Und da wendet er sich an seinen engeren Jüngerkreis und fragt: „Wollet auch ihr von mir gehn?“ Und in ihrem Namen gibt Simon, den er den Felsenmann (Petros) genannt hatte, die treuherzige Antwort: „Herr, wohin sollen wir gehen, du (allein) hast Worte des Lebens.“ Millionen und Millionen von Christusgläubigen auf dem ganzen Erdenrund sprechen noch heute Simon diese Worte nach. Unsere christliche Lebensanschauung ruht auf den Offenbarungen dessen, der nach seinen Worten „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ ist. Das Kreuz, das der leidende Gottessohn im Angesicht der ganzen Welt aufgerichtet, ist uns, trotzdem es von Tod und Abtötung spricht, zum Sinnbild des Lebens geworden. Wir kennen keine hoffnungsvollere Lebenswertung, als jene, die im Jenseits-Hoffen selbst den Beherrscher alles Irdischen, den Tod, überwindet und „alles Vergängliche zum Gleichnis“, zur Vorstufe eines ewigen, unvergänglichen Lebens macht. Uns Christen ist Weltanschauung keine Frage, sondern im Glauben, Hoffen, Lieben ein tägliches freudiges Erlebnis. Dieser Besitz macht uns reicher, sehender, seliger als alle noch so schätzbare Erkenntnisse der Wissenschaft. Wir sind aber auch fest überzeugt, daß alle sicheren wissenschaftlichen Ergebnisse sich mit dieser Frohbotschaft vereinigen lassen. Auch die moderne Wissenschaft zwingt nicht, die Tore des Jenseits zuzuschlagen.

Im Zeichen der Religion könnte die Universität wiederfinden, was sie im Zeichen der Wissenschaft verloren, eine einheitliche fruchtbare Weltanschauung.

Literatur:

R. Seeberg, M. Meinertz u. Joachim Wach in „Das akademische Deutschland“, Bd. 3 (1930), S. 163—204. J. Benndorf, Die Aufgaben der Universität (1932); S. Behn, Wahrheit im Wechsel der Weltanschauungen (1924). K. Jaspers, Psychologie der Weltanschauung (³1925); E. Spranger, Lebensformen (¹1930); H. Rickert, Wissenschaftliche Philosophie u. Weltanschauung (Logos Bd. 22, 1933); W. Dilthey, Weltanschauungslehre (Ges. Schriften, Bd. 8, 1933); R. Eucken, Erkennen und Leben (²1923). — Über katholische Weltanschauung; G. von Hertling, Das Prinzip des Katholizismus und die Freiheit der Wissenschaft (1899); W. Lippert, Die Weltanschauung des Katholizismus (³1931); Th. Mönnichs, Die Weltanschauung der Katholiken (⁶1920); P. Simon, Die geistigen Wurzeln der Weltanschauungskrise (1933); A. Dempf, Kulturphilosophie (1932); M. Murawski — J. Overmans, Abende am Genfersee, Grundzüge einer einheitlichen Weltanschauung (1922). — Nationalsozialist. Lit. E. Krieck, Erneuerung der Universität (1933); E. v. Hippel, Die Universität im neuen Staat (1933); J. Bornkamm, Die Stellung der deutschen Universität in der Gegenwart (1934); Rust-Krieck, Das nationalsozialistische Deutschland und die Wissenschaft (1936).